

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Anekdoten und Erzählungen.

Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, verdient diesen Beinamen mit vollem Recht. Es stehen von ihm folgende Reime an der Wand des Schlosses zu Annaberg geschrieben:

Wenn der Fürst ist selbst ein Kind,
Hat Rätbe, die unerfahren sind,
Priester, die böse Exempel geben,
Leut', die ohne Gottesfurcht leben,
Ein unversuchte Ritterchaft,
Einen Adel, der keiner Tugend acht',
Einen Richter, der kein Unrecht strafte,
Da stehet das Recht auf Gunst und Gab,
Und nehmen Land und Leute ab.

Er hatte das Sprüchwort:
„Morgenröthe und Abendröthe sind böse;
aber Morgenröthe und Abendröthe sind gut!“

Wer war der wichtigste, der Herr oder der Bauer?

Zwischen Herbolzheim und Kenzingen fuhr ein Bauer mit seinem Pflug mit ein Paar Ochsen bespannt. Ihm entgegen kam ein Herr zu Fuß, der eben ein Roßeisen fand und aufhob. Dieser wollte seinen Witz zeigen und rief dem Bauer zu: ob seine Ochsen das Roßeisen verloren hätten? Der Bauer aber sagte in seiner Einfalt: nein, mein Herr, dieß ist kein Roß, sondern ein Eiseneisen, schau der Herr, ob er keines verloren hat.

Ein trauriges Ereigniß.

(Mit einer Abbildung.)

Zehen junge rüstige Männer, unter denen der älteste 38, der jüngste 23 Jahre alt, fuhren Freitags den 29ten Juni 1827 am frühen Morgen von Diersheim im Amt Rheinfischbachsheim, auf zwei Schiffen, um Holz nach Strassburg zu bringen. Sie vollbrachten glücklich ihr Tagwerk, und eilten mit dem gewonnenen Geld Abends um 4 Uhr der theuren Heimath zu, wo ihre Mütter, Weiber und Kinder ihrer hülfreichen Rück-

kehr entgegen harrten. Aber unter zehen die ausgezogen waren, sollten nur zwei in die Arme ihrer Lieben zurückkehren, so stand es an den Sternen geschrieben. Es ist eine gefährvolle Stelle des Stroms in der Nähe des Rülffsteiner Sporns. Alte Schiffer warnen Anfänger, erfahrene Männer die leichtsinnige Jugend davor. Ganz im frischen Andenken war unsern Diersheimern, die so oft diese Gegend befahren, daß erst vier Tag vorher hier ein französisches Fashinenschiff seinen Untergang fand. Dennoch gerietben sie mit ihrem leichten Fischerkahn bei der Heimfahrt in eben diesen Strudel. Augenblicklich füllte sich das Schifflein mit Wasser. Banges Entsetzen ergreift die Männer — Angstgeschrei und Verwirrung betäubt Alle; der Kahn versinkt, und mit ihm manches kostbare Leben. Doch einer faßt die Anbindfette, schlingt sich dieselbe um den Arm, und rettet sich. Ein anderer, schon versunken in des Stromes Tiefe, klammert sich mit einer Hand an den Kahn, und entrinnt gleichfalls dem verschlingenden Tod. (Siehe die Abbildung.) Die acht übrigen gehen rettungslos unter; keine zärtliche Hand berührt sie mehr, kein sanftes Todeslager nimmt sie auf; die wilde Fluth reißt sie dahin, und eine einzige verbängnißvolle Stunde bringt unendlichen Jammer nach Diersheim. Da ist kaum ein Bürger, der nicht einen Verwandten, Freund oder Nachbar zu beweinen hätte; 4 junge Frauen sind zu Wittwen verödet, und blicken starr auf ihre vaterlosen Waisen, eine hochbetagte Mutter sucht umsonst ihre 3 Söhne, die Stützen ihres Alters; ach, die armen und niedern Hütten haben ihre treuen Ernährer und Beschützer nicht mehr; bald werden Mütter und Kindlein aus ihnen wandern, und ein fremdes Obdach suchen müssen, wenn der Himmel nicht rettende Engel in Menschengestalt sendet, und empfindsame Menschenherzen in Bewegung setzt. Sind wir aber nicht alle berufen, Engel an unsern unglücklichen Brüdern und Schwestern zu werden? Das ist das Himmelreich, das der, der ein Herz für alle hatte, auf Erden stiften wollte.



Hinf. Vot. 1828.

Ⓕ

Kürze Erzählung von der Errettung
der Missionsgeschwister Judson und
Price in Ava im Birmanischen
Reiche.

Meine geneigten Leser, welche schon wissen, auf welche merkwürdige Weise die Missionsgeschwister Wade und Hough in Rangoon errettet wurden und dabey vernommen haben, daß die Missionare Judson und Price noch weiter im Lande drinnen, nemlich in der Hauptstadt des Reiches Birma, in Ava, sich befanden, und von deren Schicksal man am Ende jenes kriegerischen Jahres 1824 noch nichts erfuhr, und fast nichts anders erwarten konnte, als daß diese wenigstens ein Opfer ihrer uneigennütigen Menschenliebe geworden seyen; denn wie von dortber berichtet wird, hat sich die birmanische Regierung in diesem ganzen Kriege als die grausamste und blutdürstigste auf dem Erdboden zu erkennen gegeben. Mancher theilnehmende Christ hat indessen gefragt: wie wird es doch Herrn und Frau Judson und Hrn. Dr. Price gegangen seyn? und hat mit Sehnsucht auf Nachrichten gewartet. Auch an ihnen hat der Allmächtige gezeigt, daß er ein besonderes Aufsehen auf seine Kinder hat, und sie in Trübsal hineinführt, aber auch wieder zu retten weiß. Davon will ich dem geneigten Leser den Hergang kürzlich erzählen.

Die birmanische Majestät, so eingenommen von ihrer Allmacht, daß sie nicht daran dachte, die Drohungen der Engländer möchten ernstlich gemeint seyn, und vielmehr erwartete, sie würden sich der birmanischen Majestät zu Füßen werfen, hörte dabey mit Bewunderung und Bestürzung die Eroberung von Rangoon, und das Anrücken der englischen Truppen. Es wurde schnell eine Armee ausgehoben, welche sich einbildete, die Engländer wie Häringe einzufangen; und die einzige Besorgniß der Regierung bestand darin, die Engländer möchten die Annäherung der birmanischen Armee vernehmen, und plötzlich aus dem Lande fliehen, ohne den birmanischen Großen das Vergnügen zu lassen, die weißen Fremdlinge als Sklaven mit sich nach Hause führen zu dürfen. „Schicken Sie mir,“ sagte zum Beispiel die Gattin eines Ministers zum General der Armee, „vier Kalarpyods (weiße Fremdlinge), die mir meine Haus-

haltung führen, denn ich höre, es seyen Dementen man etwas anvertrauen könne.“ — „Und mir,“ sagte ein lustiger Höfling, „schicken Sie 6 tüchtige Matrosen, um mein Boot auf dem Flusse zu rudern.“

Kaum waren die ersten Truppen abgegangen, so stellten die Wessen von Birma die Frage auf: was die Weißen ermuntert habe, in ihr Land zu kommen? und der Schluß war der: daß diese es nimmermehr gewagt haben würden, das Reich des mächtigen Kaisers von Birma zu betreten, wenn ihnen nicht das Land verrathen und sie zu einem Besuch eingeladen worden wären. Die Nichtigkeit dieses Schlusses leuchtete ein. Man sah sich nach den Verräthern um, und wer konnten diese anders seyn, als die Europäer selbst, die im Lande wohnten. Auch gegen diesen Schluß, was könnte man einwenden? Es wurden daher alsbald drei europäische Kaufleute als Verräther gefänglich eingezogen. Da sich bei der Untersuchung fand, daß einer von ihnen den Missionaren Geld ausbezahlt habe, so war nach birmanischer Weise erwiesen genug, daß auch sie Verräther seyen. Jetzt halfen keine Vorstellungen mehr und eine Reihe von Gewaltthatigkeiten gegen diese hoben an.

Am 8. Juny 1824 brach ein Offiziant mit 12 wilden Menschen in das Haus der Missionare. Hr. Judson wird zu Boden geworfen und ihm die Hände auf den Rücken gebunden. Die kleinen Kinder im Hause zitterten, das birmanische Hausgesinde floh, und alle Thränen und Bitten der Frau Judson halfen nichts. Ihr Mann wurde weggeführt und 10 wilde Birmanen blieben im Hause, Frau Judson zu bewachen. Sie zog sich zurück in ihre Kammer, warf sich auf die Knie nieder und goß ihre bedrängte Seele stehend aus zu dem, der einst auch um unfertwillen gebunden zur Richtstätte hingeführt ward, und sie erfuhr in dieser Stunde der Finsterniß einen Trost, dessen Süßigkeit sie nicht auszusprechen vermochte. — Bald darauf ward auch sie verhört und dann wieder der Wache übergeben.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, sie konnte nichts von ihren Gatten erfahren. In der Nacht endlich kommt ihr getreuer Montag (ein bekehrter Birman), welcher Hrn. Judson von Ferne gefolgt war, mit der Nach-

richt zurück, man habe jenen nach dem Gerichtshofe und von da nach dem Todtengängniß geführt, und er habe die Thüren desselben verschlossen gesehen. Nach einer grausenvollen Nacht ward er dann wieder ausgeschickt mit einem Silberstück, um zu versuchen, sich einen Weg zu den beiden Gefangenen zu bahnen, und ihre Lage kennen zu lernen. Sie waren im innersten Gefängniß eingesperrt, mit drei schweren Ketten beladen und an einen Balken angeheftet.

Das Anliegen der Frau Judson war nun, von dem Gouverneur der Stadt, unter dem die Gefängnisse stehen, wenigstens eine Linderung der Leiden der beiden Missionare zu erhalten. Durch Geschenke erhielt sie eine Audienz bei ihm; er verwies sie aber wegen der nachgesuchten Linderung an seinen Oberschreiber, den er hereinrief, dessen Gestalt aber Frau Judson erbeben machte, denn, sagt sie, eine gräßlichere Gestalt hatte ich nie zuvor in meinem Leben gesehen. Für 200 Tinkale (ein birmanisches Geld) und 2 Stück feines Tuch versprach er, die zwei Lehrer in ein besseres Gefängniß zu bringen, wo Frau Judson ihnen Nahrung und Bequemlichkeiten verschaffen könnte. Sie erhielt auch die Erlaubniß, die Gefangenen für 5 Minuten zu sehen, und trat das erstemal mit Schauer und Entsetzen in ein birmanisches Gefängniß. — Am nemlichen Abend brachte sie das verlangte Geld und hatte den Trost, daß wirklich die Gefangenen an einen bessern Ort gebracht wurden.

Den folgenden Morgen kamen drei königliche Diener, erzählt Frau Judson, um das Haus zu untersuchen, und um Alles in Beschlag zu nehmen, aber unter diesen war doch einer, der Gefühl mit unserer traurigen Lage hatte, und die beiden andern verbinderte, daß sie nicht all unser Eigenthum wegschleppen durften. Zuletzt willigten sie ein, daß bloß ein Verzeichniß der vorhandenen Sachen aufgenommen und dem Kaiser eingereicht werden soll; und dieser gab bald darauf Befehl, daß man ihr vorerst noch alles lassen sollte.

Frau Judson suchte hierauf durch Bittschriften bei hohen Personen, von welchen sie vorher göttig aufgenommen worden war, und durch persönliche Besuche die Befreiung der Missionare zu bewirken. In 7 Monaten ver-

ging kaum ein Tag, an dem sie nicht das eine oder andere Regierungs-Mitglied aufsuchte, um sie für ihre Lage zu interessiren. Sie dachte an den ungerechten Richter, aber ihre Hoffnung täuschte sie, die einen wurden zornig, die andern waren zu furchtsam, die Sache vor den Kaiser zu bringen.

So vergingen Monate, und der Krieg wurde mit aller Anstrengung fortgesetzt. Man erwartete zuversichtlich den vollkommensten Sieg sprach laut davon, die englischen Besitzungen zu erobern und alle weißen Fremdlinge von der Erde zu vertilgen. So groß war ihr Haß gegen den Anblick eines Fremden, daß Frau Judson zittern mußte, wenn sie über die Straßen ging, und sich daher entschloß, die birmanische Kleidung anzulegen, um ihren Gatten in dem eine Stunde entlegenen Gefängniß besuchen zu können. Dies gelang ihr indes oft nur alle 10 Tage ein Mal, und stets mußte sie ohne alle Begleitung eine Stunde weit nach ihrer Wohnung zurückkehren. Die Mittel, die sie erfannen, um gegenseitige Mittheilungen zu machen, waren dieselben, wie sie die Noth einzugeben pflegt. Zuerst bucht sie ihm ihre Briefe in einen Kuchen, am Ende schien es ihr aber besser, sie in den langen weiten Hals einer Tobekanne zu stecken, in der sie ihm den Thee zusendete.

Als die Engländer einen Sieg um den andern erfochten und im März 1825 der Hauptstadt immer näher rückten, und alles in Verwirrung und Bestürzung gerieth, wurde die Lage dieser Gefangenen nur desto bedenklicher. Sie wurden strenger eingekerkert, jeder von ihnen in 5 Eisen gelegt, auch waren sie von birmanischen Dieben und Räubern, die man als Gefangene einbrachte, so umlagert, daß sie kaum ein Plätzchen zum Ruben auf dem Boden finden konnten. Es waren um diese, in jenem Lande sehr heiße, Jahreszeit mehr als hundert Gefangene in einem Kerker, in dem auch nicht eine Oeffnung war, um frische Luft zuzulassen. Frau Judson wandte sich abermals bittend an den Gouverneur der Stadt um Erleichterung der Gefangenschaft, und bot ihm ein ansehnliches Geschenk an, aber alles war umsonst. Der alte Mann vergoß Thränen über ihre Noth, aber es stand nicht in seiner Macht ihren Bitten zu willfahren, denn er hatte Befehl, die fremden Gefangenen umzubringen, und aus Scho-

nung bis jetzt diesen Befehl nicht vollzogen; sie in strengem Verhaft zu halten war daher das wenigste, was er thun konnte.

Die Noth wurde mit jedem Tag größer, und die Hitze nahm so sehr überhand, daß die Gefangenen dem Verschmachten nahe waren. Endlich kam die Kunde, die englischen Truppen hätten die Stadt Donnabu eingenommen, und man lächelte sich in's Ohr. Bundulach (der Obergeneral) sey todt. Niemand wagte es, dies laut zu sagen, bis diese Botschaft offiziell bei dem Kaiser eintraf. Was das für Gefühle und Bewegungen hervorbrachte, ist leicht zu denken. Endlich wurde die Gefangenschaft mit jedem Tage strenger und Missionar Judson erlag unter der Trübsal und Wuth eines hitzigen Fiebers. Seine Frau bestürmte nun den Gouverneur mit neuen Bitten und dieser gestattete endlich, daß er in eine kleine Bambuswohnung gebracht werden dürfte, die 6 Fuß lang und 4 weit war; auch wurde seiner Frau erlaubt, ihn täglich besuchen zu dürfen. Auch sie quartierte sich jetzt in eine kleine Bambushütte ein, und obschon der Thermometer am Tage auf 106 Grade stand, so führte sie sich dennoch glücklich, ihrem leidenden Gatten seine Trübsal einigermaßen erleichtern zu dürfen.

Zu allen diesen Leiden kam noch, daß Frau Judson in dieser Jammerzeit, als sie sich so mitten unter einem grausamen Heidenvolke von aller menschlichen Hülfe verlassen befand, selbst die Zeit kam, daß sie gebären sollte. Glücklicherweise wurde sie jedoch von einem Tochterlein entbunden. — Einmal wurde sie zum Gouverneur gerufen, und plötzlich brachte ein Diener die Nachricht, daß die fremden Gefangenen nicht mehr da seyen. Das war eine neue Quelle großer Angst und Sorgens, da sie nicht erfahren konnte, wohin die Gefangenen gebracht worden seyen, und der Gouverneur sie mit den Worten entließ: „Sie haben für ihren Gatten ausgesorgt, sorgen Sie jetzt für sich selbst.“ Sie waren nemlich plötzlich nach Umerayurah, tiefer in's Land gebracht worden, und das erfuhr

*) Der Obergeneral hatte die Gefangenen abführen lassen, um sie tiefer im Lande den Götzen zu opfern, und dadurch seinen Feldzug glücklich zu machen. Er wurde aber selber hingerichtet, ehe er dieses ausführen konnte.

sie endlich, folgte den andern Morgen ihrem Gatten mit ihrer kleinen vierteljährigen Marie — und endlich, selbst fast erschöpft, fand sie ihn in dem kläglichsten Zustande. Halbtodt war er vom Lager gerissen worden, wurde aller Kleider beraubt und nur noch mit einer kleinen Schürze bedeckt, in brennender Sonnenhitze an einem Stricke fortgerieben. Seine Füße waren so verwundet, daß er 6 Wochen lang nicht stehen konnte. Er und Dr. Price waren jetzt zusammengesettet und nebst den andern Gefangenen in ein Loch geworfen.

Da verlebte sie nun wieder 6 schwere Monate, fiel selbst in ein hitziges Fieber und lag oft Tage lang besinnungslos auf dem Boden. Ihr kleiner Säugling, der sich kaum von den Blattern erholt hatte, wäre in dieser Zeit beinahe Hungers gestorben, denn nicht ein Tropfen Milch war im Dorfe zu haben. Aber bei all dieser großen Noth erhielt sie doch der barmherzige Vater im Himmel am Leben.

Da die Regierung einen Dolmetscher brauchte, so mußte Hr. Judson dieses Geschäft übernehmen, ward aber nach 6 Wochen zum Dank wieder in's Gefängniß gesperrt. Endlich, als die englischen Truppen unaufhaltsam vorwärts drangen, und die Hauptstadt, die „goldene Stadt“ in Gefahr war, gaben die Birmanen den Friedensvorschlägen des englischen Generals, Sir Archibald Campbell, ein geneigteres Gehör. Die beiden Missionare wurden genöthigt, als birmanische Botschafter in's englische Lager zu gehen. Hr. Judson fand nun Gelegenheiten dem brittischen General ihre wahre Lage zu schildern, und dieser forderte alsobald die gänzliche Auslieferung dieser Gefangenen auf eine Weise, die der Kaiser nicht abzuschlagen wagte, und so nahmen wir, erzählt Frau Judson, nach einer Gefangenschaft von beinahe zwei Jahren, den 21. Febr. unsern Abschied aus der „goldenen Stadt“ und lebten unser Angesicht nach dem brittischen Lager, das nur 16 Stunden von Ava stand. „Niemand kann,“ sagt sie, „unsere Freude denken, als wir das birmanische Lager verlassen hatten, denn jetzt erst fühlten wir uns wieder zum erstenmal frei und erlöst aus den Händen der Grausamen.“ Der brittische General empfing sie mit ausgezeichnete Freundlichkeit, erquickte sie 14 Tage lang in seinem

Zager, und schickte sie dann nach Rangoon, wo sie mehrere betehrte Birmanen antrafen, und neuen Mut zu dem Missionswert in Birma faßten; denn ihr Glaubensschluss ist: Birma wird dennoch ein Eigenthum des Herrn Jesu werden.

Kurze Nachrichten und Anekdoten aus der Missionswelt.

Wo es etwas Gutes gilt, da bleiben unsere lieben deutschen Mitbrüder auch nicht zurück. Hatte sich doch schon seit einem Jahrzehend in Deutschland der Missionsgeist thätig gezeigt. Sind nicht von Halle, aus der Französischen Stiftung, die treuen und tüchtigen Arbeiter Ziegenbalg, Christ, Friedrich Schwarz, und andere, gesegneten Andenkens, ausgegangen in Ostindien den Glauben zu pflanzen? Hat nicht die kleine Brädergemeine ihre Sendboten in das unwirthliche kalte Grönland, nach Labrador, nach Afrika und nach den westindischen Inseln geschickt? Haben sich diese lieben Brüder, die zuerst nach St. Thomas zu den armen Sclaven reisten, nicht willig gezeigt, wenn es nöthig wäre, selbst als Sklaven zu dienen, um desto eher den Saamen des Evangeliums in die Herzen dieser Unglücklichen streuen zu können? — So blieben sie auch in dieser Zeit nicht zurück. Sie unterstützten nicht nur die vorhandenen Anstalten mit Beiträgen, sondern gründeten Anstalten zur Bildung tüchtiger Arbeiter und vereinigten sich zu einer Gesellschaft, die selbst Boten aussendet. Es arbeiten mehrere Sendboten dieser Gesellschaft dießseits und jenseits des kanakischen Meeres in dem Theil von Russland, welcher an Persien stößt, und noch viele Tartaren und andere Mahomedaner in sich enthält. Es ist dies eben das Land, in welches die Perser im Jahr 1826 mit einem mächtigen Kriegsheer verheerend eingefallen waren. In diesem Lande hatten sich auch einige Kolonien deutscher Brüder schon früher angesiedelt, und unsere deutschen Missionare hatten sich vornehmlich in Schußchi, einer Festung und Grenzstadt gegen Persien, niedergelassen, und angefangen ein Haus für die Mission zu bauen. Diese Stadt hat gegen Abend ein Gebirge vor sich, welches der christliche Leser wohl kennt, wenn ich es

ihm nur nenne, nemlich den Berg Ararat. Und hat mein geneigter Leser etwas deutsches Blut in seinen Adern, so fragt er gewiß auch: wie ist es denn auch unsern deutschen Brüdern und den Missionaren bei dem Ueberfall der Perser ergangen? Es hat Ursache dazu, denn die Perser sind erbitterte Feinde gegen die Russen, die ihnen dies Land abgenommen haben, und als Mahomedaner auch Christenfeinde; und ihr Verfahren, wo sie in ein Land einrücken, gleicht dem der Türken, wie ein Ei dem andern.

Und wie ging es? Also, daß einem bald das Herz blutet, bald Bewunderung der rettenden Hand Gottes den Glauben stärkt und zu Lob und Dank ermuntert. Einige konnten noch zu rechter Zeit und bedeckt durch die Hand des Herrn mit dem nöthigsten sich durch die Flucht retten, mußten aber freilich ihre Häuser sammt dem Erndte Segen im Stiche lassen. Eine andere deutsche Gemeinde, welcher schon oft von den umherwohnenden Tartaren der Untergang gedroht worden war, versammelte sich in der Kirche, um sich durch das Wort Gottes, durchs Gebet und den Genuß des heiligen Abendmahls in Gott zu stärken, weil sie alle nichts anders erwarteten, als daß sie zum letztenmale auf dieser Erde miteinander das Mahl des Herrn hielten. Es war eine allgemeine Todesbereitung. Es war der 9. August 1826. Aber der Herr gab ihnen auf jenem Tag das Wort: „Der Herr bewahret die Seelen seiner Heiligen.“ — Sie hatten nicht mehr Zeit das heilige Abendmahl miteinander zu halten. Es fielen die Tartaren ein, und waren so wüthend mit Rauben, Verwüsten und Zerstören der Häuser, daß sie auf die entfliehenden Christen nicht achteten. Diese sammelten sich bis auf wenige außer dem Dorf, und die versammelten wurden alle, durch eine hohe Hand bewahrt, durch die Feinde glücklich und unverfehrt, jedoch aber nur, wie sie gingen und stunden, durchgeführt, und erreichten einen Zufluchtsort.

Aber in einer andern Gemeinde richteten die Feinde, zu denen sich auch Türken gesellten, eine schreckliche Verheerung an, gerade so wie wenn Wölfe in eine Herde wehrloser Schaafe einbrechen. Das eine floh da, das andere dort hinaus. Männer verloren ihre Frauen, Väter ihre Kinder. Die einen

verbrochen sich bis an den Hals in einen Sumpf, andere wurden auf die grausamste Weise umgebracht. Säuglinge rissen die Unmenschen aus den Armen ihrer Mütter und spießten sie auf ihre Picken. Einen mißhandelten Mann warf ein Kurde nieder, stieg dann auf einen Heuschaber, und spießte ihn von da aus wie einen Fisch im Wasser. Frauen und Jungfrauen schändeten sie zu todte. Greise banden sie an den Schweif ihrer Pferde und schleiften sie jämmerlich. Das Vieh trieben sie in Haufen zusammen, sammt den gefangenen Colonisten, die nun ihr eigenes Vieh in ein fremdes Land unter vielen Mißhandlungen treiben mußten. Häuser, Felder und Gärten, alles ist verwüster. Hundert und vierzig Seelen sind in die schrecklichste Gefangenschaft geschleppt. Die übrigen, welche das Leben nicht einbüßten, entkamen, der eine so, der andere anders durch die Flucht und kamen nach Tiflis, einer russischen Stadt; hier ein Kind ohne Eltern, dort ein Mann, der sein Weib nicht mehr fand, hier eine jammernde Mutter, die ihre Kinder suchte und nicht mehr fand. Der Jammer war groß. Doch haben alle Erretteten auf die eine oder andere Weise die wunderbare Durchhülfe Gottes merkbar an sich erfahren.

Am meisten verherrlichte sich der Herr Jesus, und zeigte sich als der alte rettende Bundesgott, bei der Belagerung der Festung Schustchi, welche hart an der Gränze liegt, und in der 4 Missionare sich befanden. Sie hatte nur ein einzig Regiment Russen zur Besatzung und zwei Dritteile der Einwohner sind Kurden und Tartaren, also für die Perser, und nur ein Dritteil sind Armenier, Christen aus der alten Zeit.

Plötzlich erschien der persische Kronprinz, Abbas Mirza, vor dieser Festung mit einer Armee von 40.000 Mann. Da war an kein Entweichen zu denken, und nur der konnte schützen, der im Himmel ist, und Herr heißt. Da galt es Ihn zu suchen, und Leib und Seel in seine Hand zu befehlen. Denn das Heer belagerte die Stadt, drohte täglich sie zu stürmen, und fing auch an sie mit Bomben und Kanonen zu beschießen. Eine Bombe zerplatzte vor dem Missionshause und eine Kanonenkugel fiel in den Garten, doch ohne Schaden zu thun, als daß sie ein Krautland verwüstete. — Indes drangen andere Abthei-

lungen der Perser tiefer in's Land ein, daß Schustchi auf beinahe 50 Stunden von aller Hülfe abgeschnitten war. Die Belagerung dauerte 9 Wochen; eine lange Zeit der Noth und Angst.

Die Missionare wußten nichts Besseres zu thun, als sich mit Allem, was ihnen anvertraut war, dem Herrn Jesu zu übergeben, der den Himmel mit einer Spanne faßt und die Erde mit einem Dreiling begreift, ihm, dem Heerführer Israels, dem Wind und Meer gehorsam ist, und der die Angelegenheiten, welche sie von innen und außen bedrängten, am besten kannte, der auch für sie gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören!“ und der Niemand von sich stößt, sondern auch sie mächtig stärkte und ihnen Muth gab, fest zu vertrauen, nicht auf ihre Gerechtigkeit, sondern allein auf die ihnen durch das Blut Jesu Christi geschenkte, gegen die auch der alte Feind Gottes nicht zu sieben vermag. Auch die Armenier hatten sich in ihre Kirchen begeben, um den allmächtigen Schutz und die rettende Hülfe von oben zu ersehen.

Und siehe, der Sturm blieb von einem Tag zum andern aus. Der Troß aber der Perser nahm zu, und endlich da die Gefahr immer größer wurde, da die Feinde aus Stolz und Uebermuth denen, die auf der Mauer waren, entgegen riefen: „Wenn Jesus Gott ist, so soll er euch helfen!“ — da die Nacht darauf die Bestürmung geschehen sollte, da erfüllte sich das Wort des Herrn: „Siehe, ich will ihm einen Geist geben, daß er ein Gericht hören wird, und wieder in sein Land ziehen.“ (2 Kön. 19, 7.) Das ganze Heer zog nemlich von der Stadt ab, um dem Vorrath zu Hülfe zu eilen; denn es war Botenschaft gekommen, daß dieser von den Russen geschlagen sey. — Sie dachten wohl in ihrem Herzen, kommen wir wieder, so wollen wir es dennoch ausrichten und die Christenbunde alle vertilgen. Aber der Herr segnete die Waffen der russischen Armee also, daß das ganze große persische Heer geschlagen, eiligst die Flucht ergreifen mußte. Und da sie auf dieser wieder nach Schustchi zurückkommen und das verschanzte Lager beziehen wollten, siehe, so war es zerstört, denn die Besatzung hatte in der Zwischenzeit einen Ausfall gemacht und das Lager mit allen darin befindlichen

Vorräthen von Proviant u. s. w. erobert. So mußte das stolze Heer weichen, bis es wieder über die Grenze zurückgetrieben war.

Das war des Herrn Arm. Wer stolz ist, den kann Er demüthigen! Das merkt sich der geneigte Leser, und vergleicht hie mit, was 2 B. der Könige K. 18 und 19, und Jesajas K. 36 und 37 zu lesen ist.

Abend-Unterhaltung auf der Insel Ceylon.

Als ich einmal, erzählt Hr. Prediger Fog, in einem großen Gehölze in der Todesstille der Nacht reiste, was auf der Insel die gewöhnliche Zeit des Reisens ist, so hörte ich im Gebüsch eine Stimme lesen. Ich trat näher hinzu, und kam zu einer Hütte, wo ein Häuflein Eingeborne gerade mit dem Lesen des Wortes Gottes sich beschäftigte. Ich drückte eines der breiten Blätter hinweg, welche die Hütte bedeckten, und sah die ganze Gruppe, eine Familie, die 4 Generationen zählte, auf dem Boden sitzend, während ein Jüngling das 14. Capitel aus dem Evangelium Johannis ihnen vorlas. Still wartete ich bis zum Schlusse, als der Jüngling betend den göttlichen Segen auf das gebörte Wort ersuchte. Merkwürdig war eine der Bitten, die er that. Er betete nämlich (in seinem Sprachausdruck), daß Gott die Ohren seiner Großmutter größer machen möge. Ich vermüthe, dieses arme Weib, das andächtig in der Mitte saß, war so taub, daß sie die Wahrheiten nicht zu hören vermochte, die er bewunderte.

Missionar Ellis schreibt: Es ist erstaunlich, was für eine wundervolle Veränderung die Bibel auf den Inseln der Südsee hervorgebracht hat. Die romantische Wildniß liegt jetzt wie ein schöner Garten Gottes im herrlichen Anbau da; die leicht aus Blättern zusammengesetzte Nachthütte ist jetzt ein freundliches Wohnhaus geworden, und der träge herumstreifende Insulaner ein unterrichteter, fleißiger und nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Häusliche Glückseligkeit war zuvor eine ganz unbekante Sache, und sie hatten in ihrer Sprache nicht einmal einen Ausdruck für dieselbe; aber jetzt waltet sie in den Familien-

kreisen, und verbreitet ihre stille Segnungen über Alte und Junge.

Ihre Regierung bestand früher in einer ungemein grausamen und despotischen Herrschergewalt, und ist jetzt mild und billig geworden; mit gemeinsamer Uebereinstimmung der Häuptlinge und des Volkes wurde ein Gesetzbuch eingeführt, in welchem die Rechte der Person und des Eigenthums unverletzlich gesichert sind. Es sind Gerichte aufgestellt, welche die Gerechtigkeitspflege verwalten, und bürgerliche Freiheit mit allen ihren Segnungen wird jetzt von den Bewohnern dieser Inseln genossen. Der Krieg, diese hohe Bounne der Wilden, hat aufgehört; seit die Bibel unter dem Volke ihre menschenfreundliche Herrschaft führt, kennt man seine Verheerungen nicht weiter, und die herrliche Weissagung des Propheten ist auf diesen Inseln in ihre volle Erfüllung gegangen, daß die Einwohner ihre Schwerdter in Pflugschaaren, und ihre Speere in Sicheln verwandelt haben. Die Insulaner haben ihre vorigen Nordwerkzeuge nicht nur in Geräthschaften des Ackerbaues verwandelt, sondern sie auch zum Dienste des Heiligthums geweiht. Die letzte Kanzel, die ich auf den Gesellschaftsinseln, auf Rurutu, bestieg, war aus den vorigen Speeren der Krieger zusammengesetzt. Eben so erfreulich ist die Veränderung in dem sittlichen Gefühl und dem religiösen Sinne des Volkes; sie sind ein christliches Volk geworden, und viele unter ihnen haben die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen erfahren, und sind in Christo in neue Creaturen umgeschaffen. Im täglichen Leben befolgen sie den großen Grundsatz des Wortes Gottes: „Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.“

Wie diese Insulaner das Wort Gottes schätzen.

Die Missionare hielten es für zweckmäßig, kleine Erbauungsschriften auszutheilen. Einige derselben wurden übersezt und den Insulanern gezeigt. Sie fragten: Ob diese Schriftchen Theile des Wortes Gottes seyen? Sie sagten ihnen: sie seyen dazu bestimmt, einzelne Theile des Wortes Gottes zu erklären und deutlich zu machen; seyen aber dabei bloß als menschliche Schriften zu betrach-

ten. „So wartet denn!“ sagten die Insulaner, „gebt uns allen das Wort Gottes zuerst, und erst alsdann die Schriften der Menschen.“

Das Wort Gottes ist ihr beständiger Begleiter, wenn sie von einer Insel zur andern reisen, oder in andere Gegenden derselben Insel ziehen. Weder das Mitnehmen der Lebensmittel noch der Kleidung ist ihnen so wichtig, als daß sie das Wort Gottes bei sich haben mögen. Selbst wenn sie des Morgens ihre Hütten verlassen, um auf dem Felde oder auf den Bergen zu arbeiten, so nehmen sie gemeinlich ein Stück der heiligen Schriften mit sich, um Mittags in der Ruhestunde sich aus demselben zu erbauen.

An einem stürmischen Tage, da der Sturmwind heulte, und die Wellen fürchterlich gegen das Ufer schlugen, sah Missionar Ellis ein paar Meilen weit im Meere ein Schifflein der Insulaner in großer Noth, und schickte deshalb eine große Canoe derselben zu Hilfe. Als diese ankamen, fanden sie das Schifflein bereits voll Wasser, und die Leute ihnen im Meere entgegen schwimmend. Sie nahmen dieselben in ihre Canoe herein, und als sie glücklich landeten, fragte er sie: ob sie in Gefahr gewesen seyen? Ja, sagten sie: besonders hätten sie sich vor den Hayfischen gefürchtet, da ihr Boot am Untergehen gewesen sey. Am meisten sey ihnen daran gelegen gewesen, ihre Bücher trocken zu bewahren, und es sey ihnen wirklich gelungen, oben auf dem Mastbaume sie in einem Tuche unverletzt an's Ufer zu bringen.

Das Tischgebet.

Der See-Capitän Gambier, nachdem er mit seinem Schiffe einige Inseln der Südsee besucht hatte, wo er unter den wilden Einwohnern Austritte sah, die jedes bessere Gefühl der Menschheit empörten, landete auch auf Otahete. Es kamen viele Eingeborne auf das Schiff, denen er gewöhnlich etwas zu essen anbot. Am ersten Tage, als er sie zu Tisch geladen und ihnen Speisen vorgesetzt hatte, verwunderte er sich, daß die Leute gar nicht zugreifen wollten. Bald entdeckte er, daß sie auf das Tischgebet warteten, weil sie nicht gewohnt waren etwas zu essen, ohne daß zuvor die Speisen durch Gebet geheiligt und gesegnet worden wären. —

Diese Einfachheit und treue Haltung ob dem Glauben machte einen wohlthätigen Eindruck selbst auf die Herzen der rohen Diacrosen und lehrte sie in Zukunft nicht mehr zu versäumen, was sie so oft außer Acht gelassen hatten.

Gerechtigkeitsliebe der Insulaner*).

Im Herbst 1822 besuchte die Königin von Tahiti, die Wittwe des verstorbenen Pomare, die Insel Huahine. Da ihre Begleiter, die von Tahiti mit ihr gekommen waren, ein Stück Zimmerholz bedurften, so befahl sie, daß ein großer Brodfruchtbaum in ihrer Nähe, der in dem Garten eines armen Mannes wuchs, abgehauen werden sollte. Ihr Befehl ward vollzogen und der Baum weggerührt. Als Leiche, der Eigentümmer der armen Hütte, Abends von der Arbeit in seinen Garten zurückkehrte, sah er, daß der Verderber hier gewesen war; und seine Nachbarn erzählten ihm, wie die Leute der Königin ihm seinen Brodfruchtbaum abgehauen hätten. Er wandte sich nun an den Vorsteher des Distriktes und legte bei ihm gegen die Königin eine Klage ein. Der Vorsteher ließ ihn am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang auf dem öffentlichen Gerichtsplatze erscheinen und seine Klage vortragen, und schickte alsobald den Gerichtsdienner zur Königin, um ihre Begleiter gleichfalls dazu einzuladen.

Am folgenden Morgen machte sich der dort wohnende Missionar gleichfalls auf den Platz, um Zeuge der Verhandlung zu seyn. Mit Sonnenaufgang setzte sich Ori, der Richter, unter den Schatten eines ehrwürdigen Baumes. Auf einer schön gewobenen Matte vor ihm saß die Königin, von ihrem ganzen Zuge begleitet; neben ihr stand der arme Hüttenbewohner, und um sie her eine große Volksmenge. Der Richter fragte zuerst den armen Mann, in welcher Absicht sie hieher beschieden worden seyen? Dieser erzählte, in seinem Garten sey ein Brodfruchtbaum gewachsen, der seine arme Hütte in der Hitze lieblich beschattete, und mit seinen Früchten seine Familie 5 bis 6 Monate im Jahre ernährt habe, aber gestern seyen einige Leute

*). Oder der Prozeß auf Huahine.

Charte vom Großherzogthum Baden, XVIte Lieferung



L. 1. u. 2. zwischen 49 und 50 Grad

L. 1. u. 2. zwischen 49 und 50 Grad





wie man sage, auf Befehl der Königin in den Garten gekommen, und hätten ihn abgehauen. Er wisse, daß Gesetze vorhanden seyen; er habe geglaubt, unter dem Schutze dieser Gesetze stehe sowohl das Eigenthum des armen Mannes als das der Häuptlinge und Könige; und er wünsche daher zu erfahren, ob es recht sey, daß man ihm diesen Baum abgehauen habe?

Nun wandte sich der Richter an die Königin, mit der Frage: ob sie wirklich befohlen habe, daß der Baum abgehauen werde? — Ja, gab sie zur Antwort. — Ob sie nicht wisse, daß das Land Gesetze habe? — Dies wisse sie wohl; sie habe aber nicht geglaubt, daß die Gesetze auch ihr gelten. — Nun fragte der Richter weiter: Ob denn in den gesetzlichen Verordnungen (die er in der Hand hielt) zu Gunsten der Könige und Häuptlinge irgend eine Ausnahme gemacht sey? Nein, sagte sie, und schickte alsobald einen ihrer Bedienten, um einen Beutel voll Geld zu holen, den sie vor dem armen Mann als Ersatz für seinen Verlust niederlegte. Gut, sagte der Richter, noch ist nicht Alles geschehen. Die Königin fing an zu weinen. Halten Sie es für Recht, ohne Gestattung des Eigenthümers ihm seinen Baum umgehauen zu haben? Das war nicht recht, sagte die Königin. Nun, indem er sich an den armen Mann wandte, welchen Ersatz verlangst du dafür? Leicht gab zur Antwort: Wenn die Königin überzeugt ist, es sey nicht Recht, einem armen Mann seinen Baum ohne seine Einwilligung zu nehmen, so wird sie es gewiß nicht mehr thun; und damit bin ich zufrieden, und verlange keine weitere Genugthuung. Die Uneigennützigkeit des armen Mannes fand allgemeinen Beifall, das Volk zerstreute sich und die Königin schickte dem Bekränkten im Stillen ein Geschenk, das den Werth des Baumes ersetzte.

Die Macht der Liebe.

Abraham, ein Mönch in den letzten Zeiten des vierten Jahrhunderts, von einer sehr schweren Krankheit wieder hergestellt, fühlte sich gedrungen, aus Dankbarkeit gegen seinen Erretter, seine neugeschenkten Kräfte der Predigt des Evangeliums unter den Ungläubigen zu widmen und hierbei keine Gefahr zu scheuen.

Es lebten wilde Heiden auf dem Libanon,
Hluf. Voto 1828.

In einer Gegend, wo es viel Wallnüsse gab, zu denen sich aber kein Prediger zu geben getraute, weil sie jedem, der kommen würde, den Tod gedroht hatten. Abraham aber geht, mit mehreren Begleitern und alle mit Säcken versehen, als wären sie Kaufleute, die Wallnüsse kaufen wollten, in diesen Ort. Sie mietten ein Haus; aber als die heidnischen Einwohner sie in selbigem geistliche Lieder singen hörten, wurden sie wüthend; Männer und Weiber versammelten sich, verammelten die Thür des Hauses, deckten das Dach ab, und hörten nicht auf eine Menge Schutt in den aufgedeckten Raum hinunter zu werfen, bis die Christen darin gänzlich begraben wären. Diese sahen ruhig betend und Gott lobend dem Tode entgegen, und ließen schütten und schütten. Ihre Geduld und Ergebung lähmte endlich die Wuth der Besseren unter diesen Heiden. Das Gefühl: es ist nicht recht! fand Raum, es ward ausgesprochen, und es stillte sich die Wuth Aller. Sie öffneten die Thür, zogen die Mißhandelten aus dem Schutt hervor, befohlen ihnen aber sogleich den Ort zu räumen.

Uebrigens kamen kaiserliche Abgabeneinnehmer, welche von diesen Bewohnern des Dorfs mehr verlangten, als sie anzubringen im Stande waren. Jetzt begann der Jammer auf ihrer Seite, denn die Einnehmer stampften, drohten und hatten schon gegen den einen und andern harte Maßregeln zu nehmen begonnen. Aber der fromme Abraham, der als verehrter Mönch in jener Zeit viel galt, bat jetzt für diejenigen, die ihm einen schmachvollen und schrecklichen Tod kurz vorher gedroht hatten. Da das Bitten um Nachlaß nichts hilft, verbürgt er sich bei den Einnehmern für die Abgabe, eilt nach der benachbarten Stadt Emesa, borgt von seinen Freunden eine große Summe und befriedigt die unarmberzigen Einnehmer.

Die Einwohner sehen, hören, saunen, und ihre Wuth geht nun, durch die Gewalt der Liebe besiegt, in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung über. Jetzt wollen sie den lieben Abraham nicht mehr aus ihrer Mitte lassen. Da sie gerade keinen Dorfvorsteher haben, so baten sie ihn, ihr Vorsteher zu seyn. Er willigt ein, wenn sie eine Kirche bauen wollen. Sie lassen sich die Bedingung gerne gefallen. Die Kirche wird fertig, und durch

Seine Liebe und Lehre bewegt er sie, nun auch einen Geistlichen bei derselben anzustellen. Seine Liebe zieht sie so sehr an ihn, daß sie ihn bitten, ihr geistlicher Vater, ihr Hirte u. zugleich Vorseher in bürgerlichen Dingen zu seyn. So legte dieser fromme Mann durch eine dreijährige Wirksamkeit den Grund einer christlichen Kirche, auf welcher der göttliche Segen ruhte, denn dort wohnt noch jetzt das durch einfachere und reinere Sitten mit-ten in der Verderbnis des heutigen Morgenlandes sich auszeichnende Völklein, der Ma-roniten.

Die Hülfe in der Noth,

oder:

Das hölzerne Kreuz.

Die Frau von Linden, eine reiche adeliche Wittwe, lebte seit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schlosse in ländlicher Stille und ward wegen ihres Verstandes, ihrer ungetheilten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen von der ganzen Nachbarschaft allgemein verehrt und geliebt.

Einmal mußte sie wegen wichtiger Angelegenheiten sich in die Hauptstadt begeben, und brachte dort ein Paar Wochen sehr beschäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreise wollte sie gegen Abend noch einen Spaziergang um die Stadt machen. Es war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt strömten, festlich gekleidet, und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, da kam es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche in der Stadt, an der sie eben vorbeiging, noch einmal zu besuchen. Zu dieser Stunde, dachte sie, würde sie dieses Wunder alter Baukunst am bequemsten betrachten können, ohne Furcht in seiner Andacht zu stören, oder von Jemanden in ihren Betrachtungen gestört zu werden.

Mit frommer Ehrfurcht trat sie durch die Hauptpforte in den ehrwürdigen Tempel. Das hohe, erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des Chors, die Dämmerung und Stille an diesem gottgeweihten

Orte, das Majestätische des ganzen Baues erfüllte sie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten sich die Gefühle der Anbetung und leise Abhängen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete sogleich in dem nächsten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in sich versunken und still anbetend knien.

Hierauf ging sie in dem Hauptgange des Tempels langsam vorwärts, stand öfter betrachtend still, und sprach endlich bei sich selbst: „Welch ein Denkmal von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, ist dieser Bau! Wie mächtig und stark muß dieses Gefühl seyn, wie tief in dem menschlichen Herzen gegründet, daß es etwas so Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menschen mußten sich vereinigten, welche Anstrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geschichte sagt, erst nach einem Jahrhundert — dieser Tempel endlich da stand, und die Menschen hier ihren Schöpfer gemeinschaftlich anbeten konnten!“

Sie besah hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, besuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde, voll Kraft und Ausdruck, und las die Inschriften an den uralten Grabsteinen, die in ungewohnten Buchstaben von denkwürdigen Männern und tugendhaften Frauen Nachricht gaben, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgend erblickte sie einen Menschen, beständiges Schweigen herrschte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen.

Die Schauer der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da sie so, als die einzige Lebende, über dem Staube verstorbenen Menschen geschlechter, und unter Todesdenkmälern wandelte. Mancher fromme Spruch auf den Grabsteinen gieng ihr sehr zu Herzen; einer derselben aber machte einen besonders tiefen Eindruck auf sie. Es waren jene schönen Worte aus der heiligen Schrift: „Selig sind die Todten, die im Herrn starben. Denn der Geist spricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühseligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Als sie abermal in eine der Seitenkapellen trat, da erblickte sie ein kleines, ganz schwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altars kniete. Das Kind betete mit festgehaltener Händen so andächtig, und blickte so unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbeigebe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das schöne, unschuldvolle Gesicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beschreibung gieng.

Die Frau von Linden empfand das innigste Mitleiden, das herzlichste Wobwollen, ja selbst eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in seiner Andacht nicht stören. Erst als es von dem Gebete aufstand, näherte sie sich dem Kinde, und sprach mit sanfter Stimme: „Du bist wohl sehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt Dir, und warum weinst Du?“

„Ach“ sagte das Kind, und die Thränen flossen ihm aufs Neue über die Wangen, „vor einem Jahre, an eben diesem Tage, ist mein Vater gestorben, und heute vor acht Tagen haben sie meine Mutter begraben!“

„Um was hast Du den lieben Gott denn so herzlich gebeten,“ fragte die Frau weiter.

„Daß er sich meiner erbarme,“ antwortete das Kind. „Ich habe keine Zuflucht, als zu ihm. Zwar bin ich noch bei den Leuten, in deren Hause wir zur Mische wohnen. Allein bleiben kann ich da nicht, Morgen soll ich weiter; das hat mir der Hausherr erst heute wieder gesagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünschte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere sich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Der Herr Pfarrer an dieser Kirche, der meine seitige Mutter während ihrer Krankheit öfters besucht, und ihr unbeschreiblich viel Gutes gethan hat, sagte es ihnen auch sehr nachdrücklich, es sey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein sie können nicht einig werden, wer die Last übernehmen soll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen, denn sie haben selbst viele Kinder, und nichts dazu, als was sie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen.“

„Armes Kind!“ sprach die Frau von Linden, „da ist es wohl kein Wunder, daß Du traurig bist.“

„Freilich wohl,“ sagte das Kind, „ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getrost, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach seinem Willen zu leben, damit er Wohlgefallen an mir haben könne.“

Die Worte des schuldlosen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus seinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind so freundlich, wie eine zärtliche Mutter, an, und sagte: „Ich denke, Gott hat Dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe auf Deinem Vorsatze, und sey getrost. Dir soll geholfen werden. Komm mit mir!“

Die gute Kleine sah die Frau verwundert an, und blieb unentschlossen stehen. „Ze, wohin denn?“ sagte sie, „ich darf nicht, ich muß nach Hause.“

Die Frau von Linden sprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie Du sagst, Deiner kranken Mutter so viel Gutes erwiesen hat, sehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie Dir zu helfen sey.“

Nachdem sie dieses gesagt hatte, bot sie dem Kinde liebevoll die Hand, und das Kind gieng nun voll Freuden mit ihr.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, von einem so ehrwürdigen Ansehen, fast wie ein Apostel, stand mit frohem Erstaunen von seinem Schreibtische auf, als er die Frau mit dem Kinde an der Hand hereintreten sah. Frau von Linden erzählte ihm, wie sie das Kind eben jetzt erst kennen lernte, und hieß das Kind ein wenig hinausgehen, weil sie mit dem Herrn Pfarrer noch besonders zu reden hätte.

„Lieber Herr Pfarrer!“ sprach sie nun, als das Kind hinaus war, „ich habe im Sinne, dieses Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder starben alle in ihrem zarten Alter. Mein Herz sagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, diesem Kinde zuwenden könnte. Doch wünschte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie sowohl die Eltern, als das Kind genauer kennen, mir dazu

rathen. Was sagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, schnell vorübergehendes Daseyn auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich diesem Kinde erweisen möchte, gut angewandt wäre?“

Der fromme Mann erhob seine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und seine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und sprach: „Gottes heilige Vorsicht sey ewig gepriesen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun, und ein frömmeres, sittsameres und verständigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtschaffensten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und christlich. Sie gaben diesem ihrem einzigen Kinde eine sehr gute Erziehung. Schade, daß sie dieselbe nicht vollenden konnten! — Dich werde es nie vergessen, mit welchem Kummer die sterbende Mutter auf dieses ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und schluchzend unten an ihrem Sterbebette stand — mit welchem vertrauensvollen Blicke sie aber auch zum Himmel aufsah, und die Worte sprach: „Du, Vater im Himmel, wirst auch hier Vater seyn. Du wirst dieser meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und sterbe getroßt.““ Diese Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt, und es ist augenscheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswürdigste gnädige Frau, dazu auserkoren hat, die zweite Mutter dieses Kindes zu werden. Deswegen mußten Sie in die Hauptstadt kommen; deswegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreise noch seinen Tempel zu besuchen. Es ist offenbar sein Werk. Seine heilige Vorsichtung sey dankbar gepriesen!“

Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waise herein, und sprach: „Sieh, Sophie, diese fromme, gute, verehrungswürdige Frau will Deine Mutter seyn. Es ist dieses für Dich ein sehr großes Glück, das der liebe Gott Dir beschert. Willst Du nun mit ihr gehen, und ihr eine gute Tochter werden?“

Sophie sagte freudig: „Ja!“ und fieng an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der

gnädigen Frau bloß mit Blicken, und küßte ihr stillschweigend die Hand.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer fort, „wie Gott für Dich sorgt! Da Deine selige Mutter auf dem Sterbebette lag, hatte er diese Deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, schon hieher geführt, und er ließ sie nicht von hier abreisen, bevor sie Dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin seine liebevolle Vaterfürsorg! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der sich Deiner so sichtbar annimmt; vertrau auf Ihn, und halte seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, diese Deine neue Mutter, die Dir Gott gegeben hat, ein so gutes und folgungames Kind, wie Du es gegen Deine verstorbene Mutter warst. Dann wird die gnädige Frau Freude an Dir erleben, und es wird Dir wohl gehen! Merke Dir noch dieses, besonders: Es werden Dir in Deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübsale nicht ganz ausbleiben, allein bete dann mit einem eben so kindlichen Vertrauen zu Ihm, wie Du eben jetzt in unserer Pfarrkirche gebetet hast, so wird er allzeit Dein treuer Helfer seyn, wie er Dir eben jetzt geboten hat.“

Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringste Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waise annehmen wolle. Sie freuten sich vielmehr darüber, und waren mit Allem sehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten sie aber, als die Frau von Linden erklärte, sie wolle das Mädchen so annehmen, wie es siebe und gehe, und die kleine Hinterlassenschaft der Verstorbenen nebst Sophiens übrigen Kleidern ihnen und ihren Kindern überlassen. Sophie wünschte sich nur noch einige Andachtsbücher ihrer Mutter als ein frommes Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen sehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu sich in den Reisewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

Frau von Linden war auf ihrem Schlosse sehr spät in der Nacht mit Sophien angekommen. Sie aß noch einiges Wenige zu Nacht, ließ Sophien neben sich sitzen, und

setzte ihr von Allem reichlich vor. Hierauf führte sie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dies,“ sagte sie, „ist von nun an Dein Schlafzimmer. So — gute Nacht, schlaf wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöschen!“ Soppie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der so väterlich für sie gesorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen, und mit gefalteten Händen schlief sie ein.

Als sie Morgens erwachte, fand sie neue Ursache, sich zu freuen und Gott zu danken. In der Stadt hatte sie in einer finstern Straße eine sehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkammerlein hatte das ganze Jahr weder Sonne noch Mond hinein geschienen. Allein hier, in dem Schlosse, schien ihr sogleich die aufgebende Sonne in das Fenster, und weckte sie. Soppie stand sogleich auf, trat an das Fenster, und blickte nun so recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüsegarten unten am Schlosse prangte mit grünen Kräutern, und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf zog sich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen fast ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine schöne Aussicht über artige Dörfer, reiche Kornfelder und blumige Wiesen, die von waldigen Bergen begränzt wurden. Soppie sank auf die Knie, und dankte Gott von Neuem, daß er sie an einen so freundlichen Ort, zu einer noch freundlicheren Frau geführt habe.

Frau von Linden bezeigte sich gegen Soppie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Soppie bieng mit der kindlichsten Liebe an ihr, und that alles, was sie ihr nur an den Augen ansehen konnte, mit Freuden. Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort sagte, war Soppie schon auf dem Wege, Dieses oder Jenes herbei zu bringen. Sie war so fromm, so willig, so aufrichtig, so bescheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden schickte Soppie, die bereits sehr gut lesen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, sehr fleißig zur Schule, die durch die Wohlthätigkeit der edlen Frau sehr wohl bestellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Soppie mit andern Kin-

dern durch den Herrn Pfarrer, der die Schule fast täglich besuchte. Außer der Schulzeit mußte Soppie in der Küche und dem Garten, so viel es ihre Kräfte erlaubten, mitbelassen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit sie, von Kindheit auf, an ein arbeitsames Leben gewöhnt würde. Wenn es sonst nichts zu thun gab, durfte sie mit ihrer Strickeret oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Gespräche der frommen, gebildeten Frau waren für sie sehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau selbst sie noch im Nähen und Sticken.

Sie ließ Soppie auch sehr schön und anständig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn,“ sagte sie, „manche Bürgermädchen, die sich über ihren Stand kleiden, finden einmal schwer eine Versorgung. Dem Bürgermanne sind sie zu vornehm, und dem Vornehmen sind sie doch zu gering.“ Soppie wuchs unter dieser vortrefflichen Erziehung und Aufsicht heran, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unschuldigen, bescheidenen Jungfrau. Sie blühte, weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweicht hatte, schöner, als eine Rose. Manches gepuzte Fräulein, das durch Zorn, Langwuth oder andere böse Leidenschaften ihre schöne Gestalt zerstört hatte, beneidete sie um ihr blühendes Aussehen.

Soppie lebte so mehrere Jahre höchst vergnügt und glücklich. Allein nun wurde Frau von Linden krank. Soppie zeigte die herzlichste Theilnahme, und bediente sie mit einer Liebe, als wäre sie ihre eigene Mutter. Soppiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erstreckte sich auf die kleinsten Dinge. Sie sprach immer so sanft, und ihre Fußtritte waren immer so leise, damit die Kranke ja nicht im Geringsten möchte beunruhiget werden. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit Niemanden lieber um sich, als sie. Oft saß Soppie ganze Nächte hindurch in dem Beuhessel des düstern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachlichte schwach erhellt war, und wenn sie auch etwas einschlummerte, so eilte sie auf das leiseste Geräusch der Kranken wieder herbei. Die Frau war sehr lange krank, und Soppie ward nicht müde, sie zu bedienen.

Die Frau von Linden wußte diese kindliche

Liebe zu schätzen, und segnete den Augenblick, da sie Sopbie zu sich genommen hatte. Einmal in einer rauhen, sehr kalten Winternacht, in der die Kranke sich schlimmer, als je befand, verlangte sie Thee. Sopbie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn zitternd von Frost vor das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und sagte: „Liebe Sopbie! Du thust sehr viel für mich! Eine Tochter könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es Dir. Und auch ich werde es Dir nicht ganz unbelohnt lassen. Ich habe Dich in meinem Testament bedacht. Liebe läßt sich zwar nicht bezahlen; du wirst aber doch sehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe Dir eine Summe ausgesetzt, daß Deine Armut kein Hinderniß mehr seyn wird, Dich ordentlich zu verheirathen. Nach meinem Tode wirst Du es erfahren.“

Sopbie weinte, und bat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden.

Alein die edle Frau sagte: „Weine nicht, gutes Kind! Der Tod ist nicht so fürchterlich, als er scheint. Er ist ein ernster Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängnisse, in dem wir schwachen, befreit, und uns das Thor in eine schönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald Denjenigen zu sehen, an Den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu sehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sopbie, habe Ihn, der aus Liebe zu uns am Kreuze starb, stets von Herzen lieb, thue nie etwas Böses, und immer nur Gutes, so wird Dir einst der Tod auch leicht und süß seyn! — Es ist nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es besser zu bekommen.“

Frau von Linden schwieg eine Weile. Sie hatte ein kleines Bildniß des Gekreuzigten, das nur von Holz, aber sehr kunstreich gearbeitet war, in der Hand. Sie küßte es mit Thränen frommer Hülfrung, und sagte: „Noch sehe ich Ihn, meinen Erlöser, nur in diesem Bildnisse! Aber bald, o der Freude! — bald von Angesicht zu Angesicht! Bis dahin erinnert mich indeß dieses Bildniß — so unendlich weit es auch unter dem Urbilde ist! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich am Kreuze blutete, erblassete, sein Haupt neigte und starb! Er war schon hier auf Erden mein bester Freund; das habe ich oft an

meinem Herzen erfahren. Die süßesten Stunden meines Lebens sind, die ich in Betrachtung seines Beispiels, seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es ist für uns Menschen kein anderes Heil, als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung seines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, so läßt Er es uns nie an sicherem Troste fehlen! Und so finde ich in seinen Worten auch jetzt den letzten Trost. Er sagte es ja seinen Jüngern so treulich: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — wenn es anders wäre, hätte ich es Euch gesagt. Ich gebe hin, Euch dort eine Stätte zu bereiten. So sprach Er und ich denke, meine Stätte ist bereitet — mein Herr kommt und ruft mich — und ich folge Ihm mit Freude.“

Sie wollte noch Einiges sagen. Allein ihre Stimme brach. „In Deine Hände,“ sagte sie jetzt noch ganz schwach und leise, „empfehl ich meinen Geist!“ und dieses waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward sehr schwach, und schloß die Augen. Sopbie weckte die Leute des Hauses. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Nach einer Stunde verschied die fromme gottselige Frau, und Sopbie weinte so heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter gestorben war.

Da Frau von Linden von der ganzen Gegend aufrichtig verehrt wurde, und da besonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, so fand sich bei dem Leichenbegängnisse eine Menge Menschen ein, und unzählige Thränen wurden dabei vergossen. Auch viele vornehme Anverwandte waren dabei zugegen. Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Testament eröffnet. Sopbien waren zweitausend Thaler ausgemacht. Die Zinsen hatte sie von dem Tage an, da das Testament eröffnet ward, zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute bestimmt. Ueberdies ward ihr gestattet, aus den Kostbarkeiten der Verstorbenen eines der schönsten Stücke, was für eines sie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, sich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frau Basen hatten über die zwei tausend Thaler große Augen und sehr verdrießliche Gesichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren

über den Verlust des schönsten Stückes aus dem Schmucke der seligen Tante höchst unzufrieden. Sie saaten indeß mit verstellter Freundlichkeit zu Soppien: „Sieh, dieses Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nim! Schau es nur einmal recht an! Die Blumen sind von so seltener Art, daß noch kein Mensch dergleichen sah, und jeder Blumenstrauß ist beinahe so groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt ist! Es war das Brautkleid der seligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Brautkleid für dich.“

Einer der Verwandten, ein Herr von Hagen, ein sehr rechtschaffener, etwas ällicher Offizier, sagte aber: „Das Kleid taugt ganz und gar nichts für Sophie. Schwätzt ihr kein solch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt Ihr nichts daren zu reden. Laßt sie selbst wählen!“ Allein die Fräulein schwatzen ihn unartig, und gaben sich alle Mühe, Soppien bald dieses, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreisungen aufzudringen.

Sophie wurde von dem vielen Zureden fast betäubt, und schien unentschlossen, was sie wählen sollte. Endlich sprach der brave Beamte, der das Testament eröffnet hatte: „Sophie ist eine arme Waise. Ich muß mich ihrer annehmen. Es sind Stücke da von großem Werthe. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverlässig weiß, und wie auch das Testament deutlich genug sagt, die Absicht, Soppien etwas von Werth zu hinterlassen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfeunig seyn könnte. Ich gebe daher Soppien Bedenkzeit, was sie wählen will. Sie mag dann morgen kommen, und sich erklären, was sie wünscht.“

Nun schien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schlosse hatte Soppien gerathen, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen oder die Perlen-Schnur, die ausnehmend schön und echt waren. Der alte Schlossgärtner sagte, das kleine schöne Portrait der seligen Frau, das in Gold und Diamanten gefaßt sey, schicke sich am besten zu einem Andenken für Sophie.

Als man am andern Morgen zusammen kam, standen die meisten Erben wie zum Streite gerüstet da, und besonders einige Fräulein schossen drohende Blicke auf Sophie.

Allein Sophie sagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es ist mir nicht im geringsten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinste unbedeutendste Stück würde, da es von einer so guten Frau ist, für mich schon den größten Werth haben. Auch hat mich die selige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe diese nicht verdient. Da ich indeß frey wählen darf, so bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau starb — das sie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesschweisse benetzte. Dieß ist mir das theuerste Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die sie mit erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich diese guten Lehren befolge, so werde ich — im Glauben, daß es etwas Besseres als Erdengüter gebe — Gold und Edelsteine leicht entbehren können. Der Segen der seligen Frau wird dann auf mir ruhen.“

Soppiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifalle angenommen, und sie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobsprüche, obwohl sie im Herzen darüber lachten. Die Köchin aber sagte im Herausgeben: „Du bist ein dummes Ding, daß Du nichts Kostbarers gewählt hast. Hast Du denn nicht gesehen, wie ich Dir immer winkte? Das uralte hölzerne Kreuz da hättest Du so zu Dir nehmen können. Kein Mensch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du bist nicht klug.“ Allein der alte Gärtner sprach: „Gott segne Dich, liebes Kind; Du bist eine gute, fromme, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze da wird mehr Segen seyn, als bei Gold und Silber, und es wird Dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in Deiner letzten Stunde mehr Trost gewähren, als Perlen und Edelsteine. Denke an mich!“ Sophie verwahrte das kleine hölzerne Kreuz in ihrem Kasten, und es war ihr unter allem, was sich in dem Kasten befand, das schätzbarste Stück. Das Bewußtseyn, aus Liebe zum Frieden sich mit Wenigem begüßt zu haben, gewährte ihr das reinste Vergnügen, und die seligste Beruhigung. Die eigennütigen Fräulein aber gerietzen über die Theilung der Kostbarkeiten in große Streitigkeiten, und hatten von der

welchen Erbschaft in der That mehr Verdruss, als Vergnügen.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden starb, hatte der Sohn des Gärtners, ein sehr rechtschaffener, wohlgestreuter, blühender Jüngling, gewünscht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da seine Mutter nicht mehr lebte, mit seinem Vater darüber gesprochen, und der Vater, der diese Wahl vollkommen billigte, hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht.

Die gnädige Frau, der Sophiens Gesinnungen schon bekannt waren, hatte sich so erklärt: „Euer Wunsch, mein lieber Gärtner, und der Wunsch Eures Sohnes, ist auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn sehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat sich auch immer so wohlankständig und einseitig betragen, wie es einem ehrbaren Junglinge ziemt. Ich habe also nicht nur nichts entgegen, sondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt ist's noch zu frühe, daß Ihr, Lieber Vater, Euren Dienst abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunst, die man jetzt sehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut' zu Tage von einem herrschaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach ein Paar Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflanztochter noch die nämlichen Gesinnungen, nun, so werde auch ich, wenn ich anders noch lebe! mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden.“

Mit dieser Antwort waren sowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie sehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsstücke für die Reise machen lassen, ihn mit Reisegeid versehen, und ihm ein Empfehlungsschreiben an den fürstlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereist.

Jetzt nach dem Tode der seligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner sie zu sich, und sie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück, und er und Sophie bedauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeste nicht mehr zugegen seyn könnte. Allein Bräutigam und Braut besuchten, so

wie sie an ihrem Hochzeitfeste aus der Kirche traten, auf dem kleinen Gottesacker das Grab ihrer seligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte, und beide brachten ihr für so viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichsten Dank dar.

Wilhelm und Sophie lebten sehr glücklich, und trugen ihren alten Vater gleichsam auf den Händen. Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal so ist, nicht frei von Leiden. Ehe drei Jahre verfloßen waren, starb der redliche Greis. Das war für die liebevollen Kinder ein großer Jammer, und sie weinten bei dem Leichenbegängnisse die aufrichtigsten Thränen. Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach einen Arm, und ward sonst noch sehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon; allein er konnte den Arm nicht mehr zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienst nicht mehr versehen. Man bedauerte ihm, er müsse in Zeit von einem Vierteljahre die herrschaftliche Wohnung räumen; und da die neue Herrschaft sehr larg war, so wurde ihm ein äußerst kleines Gnadengehalt an Geld nebst etwas Getreide und Holz angeworfen.

Wilhelm war sehr traurig und niedergeschlagen, Dienst und Wohnung zu verlieren. „Wovon sollen wir nun leben, sagte er bekümmert, womit unsere Kinder erhalten, mit denen uns Gott gesegnet hat?“

Allein Sophie sagte getroßt: „Laß uns auf Gott vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Dabei müssen aber auch wir das Unserige thun. Es ist nicht leicht eine Lage des Lebens so schlimm, in der ein Mensch, der auf Gott vertritt, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden sollte.“

Sie überlegten nun miteinander, was zu thun sey. Sie wurden bald einig, sich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von solchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigsten sind. „Den Laden,“ sagte Wilhelm, „hoffe ich ungeachtet meines etwas gelähmten Armes mit leichter Mühe versehen zu können.“ „Wohl,“ sagte Sophie, „und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die selige Frau von Linden sehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Ge-

schäften auch noch wohl etwas zu verdienen.^a

In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beschloßen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herstellen zu lassen. Allein zu dem Ankauf und der Ausbesserung des Hauses, so wie zur Einrichtung des Ladens, hatten sie eine ansehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdies beliefen sich die Kosten von Wilhelms Kur sehr hoch, und diese Kosten mußten noch vor allem andern bezahlt werden. Sophiens zweitausend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm wollte es aufkündigen. Allein der Kaufmann sagte, daß er in einem Jahr, wie es in der Obligation ausbedingt worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller.

Wilhelm und Sophie waren nun wohl in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot sich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr vorzustrücken. Sie nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft und ausgebessert, und bekam ein sehr betteres, freundliches Aussehen. Wilhelm und Sophie zogen mit ihren Kindern freudig ein. Sie versahen den Kramladen mit guten und schönen Waaren, und da beide gegen Jedermann freundlich waren, die vorzüglich guten Waaren zu billigen Preisen verkauften, in Maas und Gewicht immer lieber etwas mehr als weniger gaben, und den Leuten, besonders den Kindern, fast immer noch etwas in Kauf schenkten, so bekamen sie großen Zulauf. Sie überzeugten sich, daß Redlichkeit am längsten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn sicherer nähre, als ein grosser, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber nicht wieder kommt.

Sie fühlten sich nach den manchen Leiden und Beschwerden, die ihnen Wilhelms unglücklicher Sturz vom Baume, der Verlust des Dienstes, das Bauen, das Aus- und Einziehen, verursacht hatten, wieder sehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß er sie mit ihren zwei Kindern wieder in so gute Umstände versetzt habe.

Auf Erden gibt es kein ungestörtes Glück; es ist da ein beständiger Wechsel von Leid

Hinf. Bote 1828.

und Freud. Dies erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder aufs Neue. Ehe ein Jahr verging, machte der Kaufmann, bei dem Sophiens Geld angelegt war, banquerott. Der Bauer, von dem sie die tausend Thaler entlehnt hatten, war wohl sehr dienstfertig — allein seine Dienstfertigkeit rührte nicht von Menschenliebe, sondern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt sey verloren, kam er in ihr Haus. Er schimpfte und suchte, obwohl sie an dem Verluste ihres Vermögens unschuldig, und ohnehin darüber ängert bestürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn sie ihn nicht auf den bestimmten Tag bezahlen würden, so werde er ihnen ohne weiters Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja sogar die Betten verkaufen lassen. Dabei schlug er auf den Tisch und schäumte vor Wuth.

Nun waren für Wilhelm und Sophie sehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage. Sie vertrauten indes auf Gott, wiewohl sie nicht sahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll zum Zerspringen. Allein sie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott.

Am Abende vor dem Tage, an dem sie bezahlen sollte, ging sie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungesehen von Mann und Kindern zu wohnen. Sie faßte in der Angst ihres Herzens das kleine hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld und dem frommen Vertrauen ihrer seligen Frau, fest zwischen ihre gefalteten Hände. Sie sank auf die Knie, sie fing an zu beten:

„O mein göttlicher Erlöser,“ sprach sie, „wie bin ich in so großen Nöthen! Ach, es ist mir gar nicht um mich. Es ist mir nur um meinen Mann und um meine Kinder! Ach wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerspringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für sie stehe ich! Wie Du in Deiner Todesangst zu Deinem himmlischen Vater flehst, so stehe ich jetzt auch: Vater, wenn's möglich

G

ist, so nimm diesen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine.“

Sie schwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde naß von Thränen. „Ach,“ sagte sie, „mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! O Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, ist ja noch unendlich liebevoller! O höre mich — erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergessen könnte, so willst Du unser nicht vergessen. Das hast Du ja selbst gesagt! O beweise nun Deine Vaterbarmerzigkeit!“

Sie blickte wieder schmerzlich weinend auf das Kreuz, das sie zwischen ihren fest gefalteten Händen hielt, und sprach: „O Du mein göttlicher Erlöser! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblicktest — so blicke jetzt vom Himmel auf eine arme, sündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du bist allen nahe, die eines zer schlagenen Herzens sind — o gieße Trost in mein Herz, und blis mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine vater- und mutterlose Waise nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlassenheit dort in Deinem Tempel zu Dir stehete, hast Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!“ —

Nachdem sie lange auf diese und ähnliche Art gebetet hatte — sieh, da ward es ihr auf einmal so unbeschreiblich leicht und wohl um das Herz, wie damals, als sie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwürdigen Stadtpfarrers, die er ihr damals beim Abschiede gesagt hatte: Gott werde allezeit ihr treuer Helfer seyn, wie er ihr in jener Noth geholfen habe. Getrost und gestärkt im Vertrauen auf Gott stand sie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers, sondern mit süßen Thränen innerer Tröstung in den Augen.

Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte sie, daß an der Rückseite ein Hölzchen los geworden war, und auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beschädigt, und wieder geleiimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim auf-

geweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenster, durch das die Abendsonne herein schien, und wollte nachsehen, wie der Schaden wieder zu verbessern sey. Aber sieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendend heller Lichtstrahl hervor! Sophie erschraf. Sie untersuchte das Kreuz genauer, und fand daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen sey. Sie entdeckte, daß an der Rückseite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber so kunstreich und genau eingefügt waren, daß man sie bloß für eingesezte Arbeit hielt. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Schieber heranzuziehen, und sie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüllert war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefast waren.

Sie nahm das Diamantkreuz heraus; sie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abendsonne mit einer Klarheit, einem abwechselnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten gesehen; sie fand die Steine echt. Sie fiel aufs Neue in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber, guter Gott!“ rief sie, „da hast Du ja mein Gebet abermal auf der Stelle erhört. O nimm diese meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf!“

Sie eilte hinab und verkündete den wunderbaren Fund ihrem Manne, der in der untern Stube traurig auf der Bank saß, und eines der Kinder auf dem Schooße, und das andere neben sich setzen hatte.

Er sprang höchst erstaunt auf, warf einen Blick auf das Kreuz, schlug die Hände zusammen, und rief laut aus: „O Gott! welche wunderbare Rettung! Das Kreuz ist von großem Werthe! Wir können unsere Schuld bezahlen, und brauchen mit unsern Kindern nicht zu betteln!“ Er steng, gleich Sophien, an, vor Freude zu weinen. Beide Eltern standen mit gefalteten Händen da, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen und weinten. Und diese Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größeren Werth, als die kostbarsten Diamanten vor den Augen der Welt.

Sophie reiste mit Anbruch des folgenden

Tages in die Stadt, um vor Allem mit dem edlen Stadtpfarrer zu sprechen, zu dem sie schon als Kind das ehrerbietigste Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geschätzter Greis mit schneeweissen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, erzählte ihm die Geschichte, und wiederholte am Ende der Erzählung die Worte, die er ihr einst, als einem Kinde, beim Abschiede gesagt hatte.

„Habt Ihr diese Worte nicht vergessen?“ sagte der gerühmte Greis freundlich. „Das ist schön. Ihr seht nun, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ja, Gott ist ein treuer Helfer in der Noth! Niemand steht umsonst zu ihm. Wer ihm vertraut, den verläßt er nicht. Von Eurer Kindheit bis zu dieser Stunde hat er als ein treuer Vater für Euch gesorgt, und Euch geholfen. Bleibt auch fernerhin unerschütterlich fest im Glauben an ihn und seinen geliebten Sohn, vollbringt seinen heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf ihn, erzeuget Eure Kinder in eben diesem befestigenden Glauben, und er wird auch ferner mit Euch und Euren Kindern sehn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis er einst jede Noth enden, und Euch in seine Freude dort oben heimnehmen wird.“

„Kann ich aber?“ sprach Sophie, „das Kreuz als mein Eigenthum betrachten, und begeben ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte. Ach, es ist von größerm Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Kostbarkeiten hinterlassen hat!“

Der edle Pfarrer sprach: „Das Kreuz ist Euer! Die selige Frau von Linden wußte sehr wahrscheinlich selbst nicht, was für Kostbarkeiten in diesem alten Familien-Erbsstücke verborgen seyen. Indes war es zuverlässig ihre letzte Willensmeinung, Euch das kostbarste Stück aus ihrem Schmucke zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem habt Ihr das Geringsste gemäht. Allein Gott hat Eure Wahl gesegnet, und unter seiner Leitung ist Euch doch noch das beste Stück aus den Kostbarkeiten der seligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten sind sehr

groß; das Kreuz kann zwei bis dreitausend Thaler werth seyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, steuert mit einem Theile des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinde an Eure Wohltäterin, die fromme Frau von Linden, und noch mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwiesen hat.“

Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, schob die Schieber wieder zu, und sprach: „Wer sähe es diesem armen Holze an, was für reiche Kostbarkeiten es in sich enthalte? Wie mit diesem Kreuze hier, so ist es mit jedem Leiden, das wir Christen sehr schön und sinnvoll ein Kreuz nennen. Von Außen gleicht es dem schlechtesten Holze, innen aber enthält es einen großen Schatz, der mehr werth ist, als Gold und Edelsteine. Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, sondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimsucht. Denn es wird die Stunde kommen, wo der schlechte Ueberzug abgeht, und der reinste Gewinn, schätzbarer als Gold und Edelsteine, erscheinen wird. Und geschieht dies nicht immer hier — so werdet Ihr doch dort finden, daß jedes Leiden eine geheime, unaussprechlich große Wohlthat Gottes war, die uns reich macht für die Ewigkeit, wenn die Welt längst vom Feuer verzehret, und alle ihre Herrlichkeit, nebst allem Golde und allen Edelsteinen, Staub und Asche seyn wird.“

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelier, der ein guter Freund von ihm, und ein sehr rechtlicher Mann war. Da der alte geistliche Herr nicht gut zu Fuße war, so schickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarrhaus zu kommen. Der Juwelier, dessen Handel mit Edelsteinen sehr stark war, kam sogleich, besah das Diamantkreuz, und erklärte, er wolle dreitausend Thaler dafür bezahlen — Eintausend Thaler sogleich, die übrigen aber in Fristen — und Sophie war darüber hoch erfreut.

Sie machte übrigens aus der Geschichte ganz und gar kein Geheimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Linden, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie liefen augenblicklich zusammen, hielten Rath, und beschloßen einmüthig, Sophie vor Gericht zu verklagen, um den gesunden Schatz an sich zu bringen. „Denn,“ sagten sie, „es wäre ja Unsinn, einer Bettlerin, wie diese Sophie ist, ein Diamantkreuz von dreitausend Thaler im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man sich gar nichts denken!“

Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was vorgehe, und sprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit seinem Krückenstocke öfter auf den Boden stieß: „Bleibt mit Eurer Klage zu Hause — und seyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache spricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch je nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, so höret, was ich Euch jetzt sagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch allen bekannt gewesen wäre, was für einen kostbaren Schatz das verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf bestanden wäre, das kostbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, so hätten ihr geldhungrigen Leute in Kraft des Testaments es müssen gelten lassen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geschieht es Euch recht, daß Ihr um diesen herrlichen Fund gekommen seyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die selige von Linden, und Eure Hartberzigkeit gegen eine arme Waise ist Schuld daran. Ihr habt immer über Sophiens hölzerne Wahl, wie Ihr spotweise zu sagen beliebt, gelacht; nun seyd Ihr dafür bestraft, und die Reibe, verlacht zu werden, ist an Euch. Behaltet also Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr zum Gespötte und Gelächter der Menschen zu machen.“ So ärgerlich sie waren, so mußten sie in ihrem Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterließ.

Sophie aber begab sich, ehe sie mit ihrem Gelde nach Hause reisete, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr

Kindliches Gebet vor zwanzig Jahren, so wunderbar, wie späterhin in ihrem Dachkammerlein, erhört wurde, und sie danke noch einmal innig dem guten, treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

Mein Garten.

Kommet all' in meinen Garten,
Viele Blumen blühen da;
Jeder der sie sieht wird sagen:
Daß er niemals schön're sah.
Auch wird gleich ein niedlich Sträuschen
Jedem Fremden abgeplückt,
Welches sich zu seiner Neigung
Und zu seiner Laune schickt.

Veilchen geb' ich dem Bescheid'nen,
Myrthen geb' ich einer Braut,
Wintergrün den alten Frauen,
Jungen Mädchen Köffelkraut,
Faden jungen Herrn Narzissen,
Fürsten eine Kaiserkrone,
Ihren Schranzen Sonnenwenden,
Den Pflanzmägen reich ich Moos.

Sinnpflanz hab' ich für Docten,
Lorbeer'n auch für sie gebaut;
Nebenan blüht für die Geiz'gen
Vielsach Tausendguldenkraut.
Ehemännern reich ich Mannstreu,
Und den Schwärmern Frauenhaar,
Eifersücht'gen Sauerampfer,
Schwägern Stockenblumen dar.

Stolzen biet ich Habentänime,
Armen biet ich Münzen dar,
Stachelbeer dem Journalisten,
Dem Soldaten Löwenzahn,
Ringelblumen den Schwärzern,
Lulpen einem dummen Wicht,
Zmordellen meinen Freunden,
Liebchen ein Vergifmeinnicht.

Ueber große Höflichkeit.

Einer, der ein kurzes Gesicht hatte, ging an einem schönen Hause vorbei und machte ein tiefes respektvolles Kompliment. Wem hatte er's aber gemacht? Einem vor dem offenen Fenster stehenden Blumenstock.

Abdallah und Sabat.

Abdallah und Sabat, zwei vornehme junge Araber, hatten ihre Jugend mit einander in der vertrauesten Freundschaft verlebt. Als sie in das männliche Alter getreten waren, beschloßen sie, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, gemeinschaftlich eine Reise durch fremde Länder zu machen. Beide waren gleich eifrig dem muhamedanischen Glauben zugehan, und so hielten sie es für ihre erste Pflicht, am Grabe des Propheten ihre Gebete zu verrichten. Jeder Muhamedaner wallfahrtet, wenn er irgend kann, einmal in seinem Leben nach der von ihnen heilig gehaltenen Stadt Medinah, wo Muhamed begraben liegt. Ein Gebet an seinem Grabe wird zugleich als ein Bekenntniß und als ein verdienstvolles, segensreiches Werk betrachtet. So zogen denn auch die beiden Jünglinge, unter denen Sabat sogar seinen Stammbaum von Muhamed ableiten konnte, nach Medinah, und nachdem sie dort zu ihrem Vorhaben neue Stärkung erhalten zu haben glaubten, durchreisten sie Arabien und Persien, und kamen ins Land Cabul, an der Grenze von Indien. Während ihres Aufenthaltes in diesem Lande gewann der König von Cabul eine Zuneigung zu Abdallah, und stellte ihn als Staatsdiener an. Die beiden Freunde trennten sich, und Sabat setzte allein seine Reise durch die Tartarei fort.

Obgleich Cabul theils von Muhamedanern, theils von Heiden bewohnt wird, so wohnen doch auch einzelne armenische Christen unter ihnen. Durch einen von diesen wurde Abdallah mit der Bibel, und dadurch mit dem Christenthume bekannt. Je mehr er diese las, desto mehr wurde ihm sein bisheriger Glaube verdächtig, und bald ward er von der Wichtigkeit der Lehre Muhameds und von der Gürtlichkeit des Evangeliums überzeugt, und seine Ueberzeugung war nicht ein todttes Wissen, sondern eine wahre Bekehrung des Herzens, die ihn zu einem aufrichtigen Jünger des Gekreuzigten machte. Eine Zeitlang suchte Abdallah seine Bekehrung zum Christenthum geheim zu halten, denn in den Muhamedanischen Staaten ist für einen jeden, vorzüglich aber für einen vornehmen Mann, die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn er ein Christ wird. Aber durch

sein hohes Amt waren vieler Augen auf ihn gerichtet, und ohne seinen Herrn zu verleugnen, konnte er es nicht länger verbergen. Sein Abfall vom Glauben Muhameds ward ruckbar; Abdallah floh verkleidet aus dem Lande, und ließ Ehre und Reichthum um Christi willen zurück. Seine Absicht war, die christlichen Gemeinden in der Nähe des Caspischen Meeres aufzusuchen, und bei ihnen einen sichern Zufluchtsort und christliche Gemeinschaft zu finden, nach der sein Herz sich sehnte. Schon hatte der arme Flüchtling das hohe Gebürge überstiegen, das Cabul und die Tartarei von einander trennt, und schon hatte er die große Stadt Bockhara erreicht, als er in den Straßen dieser Stadt mit seinem Freunde Sabat zusammentraf, der ihn ohngeachtet seiner Verkleidung sogleich erkannte. Sabat hatte bereits von seiner Bekehrung und Flucht gehört, die im ganzen Lande großes Aufsehen erregt hatte, und war über sein Betragen voll Unwillens. Abdallah warf sich ihm zu Füßen, er gestand ihm, daß er ein Christ geworden sey, und beschwor ihn bei den heiligen Banden ihrer vorigen Freundschaft, ihn nicht zu verrathen, und seiner Flucht nicht hinderlich zu seyn. Aber Sabat hatte kein Mitleiden mit ihm. Stolz und List stieß er ihn von sich, und befahl seinem Bedienten, ihn zu ergreifen, und ihn dem König von Bockhara einzuliefern.

Vor seinen Richtern bekannte Abdallah freimüthig, daß er ein Christ sey, und wurde darauf zum Tode verurtheilt. Ein Herold ließ durch die Straßen der Stadt Bockhara, der sein Verbrechen und die Zeit seiner Hinrichtung verkündigte. Eine unermessliche Menge Menschen strömte hinaus, um Zeugen seines Todes zu seyn und die vornehmsten Bewohner der Stadt waren dabei zugegen. Auch ich, — erzählte Sabat späterhin, — ging zu dem Orte hin, und stand auf der Richtstätte nahe bei Abdallah. Es wurde ihm das Leben angeboten, wenn er Christo abschwören wollte, und der Scharfrichter stand mit dem Schwerte neben ihm. „Nein,“ sagte er, (gleich als ob er unmöglich in den Vorschlag einwilligen könnte) „ich kann Christo nicht abschwören!“ — Darauf wurde ihm eine seiner Hände am Gelenke abgehauen. Er stand standhaft da, indeß sein Arm blutend unter kleinen Zuckungen

an seiner Seite hinabging. Auf Verlangen des Königs bot sich ihm ein Arzt an, seine Wunde zu heilen, wenn er widerrufen würde. Er gab keine Antwort, sondern sah mit unverwandtem Blicke gen Himmel, wie Stephanus, der erste Märtyrer, indes aus seinen Augen Thränen flossen. Sein Blick, den er auf mich warf, zeugte von keinem Mavillen gegen mich. Er sah mich an, aber freundlich und mit der Miene der Vergebung. Nun wurde ihm seine andere Hand abgehauen. „Aber, mein Herr,“ sagte Sabat in seinem unvollkommenen Englischen, „er änderte nicht, er änderte nicht!“ Und als er sein Haupt neigte, um den letzten tödtlichen Streich zu erhalten, da schien ganz Bchoora zu fragen: Was für eine Erscheinung ist das? —

Sabat hatte zuversichtlich gehofft, daß Abdallah widerrufen würde, wenn ihm das Leben angeboten würde; als er aber sah, daß sein Freund todt war, überfiel ihn tiefer Gram, und sein Gewissen machte ihm unaufhörlich die bittersten Vorwürfe. Er reiste von Ort zu Ort, suchte Ruhe und fand sie nicht. Endlich kam er auf den Gedanken, Indien zu besuchen. Bald nach seiner Ankunft wurde er von der englischen Regierung zu dem ehrenvollen Amte eines Mufti oder Auslegers des mohamedanischen Gesetzes berufen. Aber auch unter den Geschäften seines wichtigen Amtes, dem er mit großer Weisheit und Treue vorstand, verließ ihn seine Unruhe nicht. Da brachte ihm die göttliche Vorsehung ein arabisches neues Testament in die Hände. Er las es mit tiefem Nachdenken, während sein Koran vor ihm lag. Er verglich beide miteinander mit Geduld und Sorgfalt, und endlich fiel, wie er es selbst ausdrückte, die Wahrheit des göttlichen Wortes wie ein Lichtstrom in seine Seele. Nun konnte ihn nichts mehr zurückhalten, der lebendig erkannten Wahrheit die Ehre zu geben. Er reiste nach Madras, einen Weg von 300 englischen Meilen, um dort Christlichen Unterricht zu suchen und die Taufe zu erlangen. Der englische Prediger in Madras, Doktor Ker, nahm sich des tiefgebeugten, heilsbegierigen jungen Mannes an, und nachdem er ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abgelegt hatte, wurde er in seinem sieben und zwanzigsten

Lebensjahre in Christl. Tod getauft und erhielt den Namen Nathanael.

Nathanael Sabat, dem nun nach so langem unruhigen Umdenken ein neues Leben voll Friede und Freude aufgegangen war, wünschte angelegentlich, sich ganz dem Dienste Gottes und Jesu Christi weihen zu können. Er gab daher sein weltliches Amt auf und ging nach Bengalen, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift in die persische Sprache unternahm. Durch diese Uebersetzung wird für einen großen Theil des gebildeten Morgenlandes die Quelle der wahren Gotteserkenntniß eröffnet. Vorzüglich aber lagen ihm seine Landsleute, die arabischen Stämme, sehr am Herzen. Unter diesen bestehen seit einer Reihe von Jahren religiöse Streitigkeiten, und eine bedeutende Anzahl dieses Volkes, die Bekehrten, haben sich von mehreren Lehrlingen des herrschenden mohamedanischen Glaubens losgesagt. Nathanael Sabat benutzte diesen Zeitpunkt, wo das Reich der Finsterniß mit sich selbst uneins war, und schrieb ein arabisches Werk unter dem Titel: „Krope Nachrichten für Arabien,“ in welchem er theils die Geschichte seiner Bekehrung erzählt, theils die Wahrheit des Evangeliums mit kräftigen Gründen beweist und die heilbringende Lehre des Christenthums seinen Landsleuten anpreist. Wir dürfen zuversichtlich mit ihm hoffen, daß dieser im Glauben ausgestreute Saame, obgleich er bis jetzt verloren scheint, am Tage der Aernde seine Früchte bringen wird.*)

Noch ein Umstand in der Geschichte Sabats möge es beweisen, welch ein anderer Mensch er seit jenem Tage geworden sey, als er seinen Freund in Bchoora verrieth. Als seine Familie in Arabien hörte, daß er dem Beispiele des Abdallah nachgefolgt und ein Christ geworden sey, glaubte sie in ihrer blinden Wuth, diesen Schimpf nur mit seinem Blute abwaschen zu können. Sabats leiblicher Bruder wurde von ihr nach Indien gesandt, um das Werkzeug ihrer Rache zu werden. Der arme Verblendete unternahm den weiten, mühseligen Weg von zwei Monaten, um seines Bruders Blut zu vergies-

*) Auch eine neue Uebersetzung des neuen Testaments in die arabische Sprache ist bereits durch ihn vollendet.

fen. Sabat saß eben in seinem Hause, als sein Bruder in der Verkleidung eines Bettlers vor ihn hintrat, schnell den unter seinem Mantel verborgenen Dolch hervorzog und ihn verwundete. Aber Sabat sagte seinen Arm, und seine Bedienten kamen ihm zu Hülfe. Nun erst, nachdem er entwaffnet und gefangen war, erkannte er seinen Bruder. Der Meuchelmörder hätte unter den Händen des Henkers sein Verbrechen mit dem Tode büßen müssen, aber Sabat bat für ihn und schickte ihn im Frieden mit Briefen und Geschenken an sein mütterliches Haus nach Arabien zurück.

Gepriesen sey der Herr, der durch seine Barmherzigkeit solche Wunder an den Herzen der Menschen thut!

Der Better Hans und sein Hammel.

Esken einmal einige Lehrer und Stadtbürger in dem Stubenwirthshause zu A. und wissen vor langer Weite kaum was sie anfangen sollen, als ein Bauer von da mit trockenem Saumen hereintrat, und dem Wirth einen Hammel zum Kauf anbot.

Wisset ihr was, Better Hans, sagte der eine, wenn es euch recht ist, so wollen wir den Hammel verausbopsen, jeder von uns, ihr dürft selbst auch mitmachen, nimmt 15 Striche an, und der welcher zuerst damit fertig ist, gewinnt den Hammel, und gibt der Gesellschaft 3 Maas Wein zum Besten.

Ganz recht! sagte Better Hans, und berechnete schon zum Voraus, daß er hier auf jeden Fall einige Schöpple verdienen könne.

Die Karten wurden also geholt, und nach langem Spielen, wo anfänglich das Glück immer auf Seite der Gesellschaft war, gewann doch endlich der Bauer seinen Hammel.

Mit welcher frohen Miene er seinen letzten Strich auswischte, und auf der Stelle die 3 Maas Wein bestellte, konnte am besten noch der hinkende Bote bemerken, der eben von Kehl heraufhüpfte, wo er das Dampfboot, den Ludwig, sehen wollte, welches aber, ohnerachtet er sich 3 Stunden früher als jeder andere Fußgänger auf den Weg machte, schon längst vor seiner Ankunft wieder abgefahren war.

Nun klangen die Gläser und alle priesen den Better Hans als einen glücklichen Mann, er selbst glaubte es am stärksten, und bot im Freudentaumel, unter den nemlichen Bedingungen, der Gesellschaft noch einmal seinen Hammel zum Ausspielen an.

Gleich war es Allen recht; denn noch stand hoch die Sonne, und jeder wollte lieber in der Abendkühle, bei etwas weniger Staub, den Rückweg antreten.

Also es gilt! sagte Better Hans, wer ihn gewinnt, zahlt wieder 3 Maas Wein, verneht sich vom nemlichen. Nun wurden wieder wie vor 15 Striche aufgemacht und Better Hans, vom Glück begünstigt, gewann abermals den Hammel.

Der geneigte Leser fängt jetzt an zu merken, daß jedem der andern Spieler 22 oder 24 Augen auf seinen Karten weit lieber waren, als selbst zwei Aße.

War vorher Better Hans schon hoch erfreut über einen so glücklichen Abend, so wird man sich nimmer wundern, daß er jetzt betnabe außer sich kam. Auf der Stelle schickte er nach Hause, ließ seiner Frau die frohe Botschaft melden, und leerte auf das Wohlseyn der Herren und des hinkenden Boten, der gerne auch dabei ist, wo es gratis hergeht, seelenvergnügt und heiter ein Schöpplein nach dem andern aus.

Aber als die Gesellschaft sich so nach und nach zur Abreise bereit machte, und das Lobpreisen des großen Glückes anfangs schwächer zu werden, da fragte endlich Better Hans, wie es denn mit seinem Hammel stehe, und wie viel er in billigem Anschlag werth wäre? Recht gut! riefen jetzt Alle, er seye der doppelte Gewinner davon und könne ihn nun für sich anschlagen wie er wolle, sie müßten ihm dieses ganz allein überlassen, weil vorher von einem bestimmten Preis nie die Rede gewesen wäre, sondern nur davon, daß der Gewinner jedesmal 3 Maas Wein zahlen müsse.

Jetzt erst giengen dem Better Hans die Augen auf, missvergnügt kehrte er nach Hause, und sagte seiner Frau, die ihn herzlich ob seinem doppelten Glück bewillkommen wollte: es wäre so weit alles gut gegangen, allein er hätte gleich beim Anfang den Fehler gemacht, daß er den Hammel nicht angeschlagen habe, daher er jetzt vom Stubenwirth

über die bezahlte Zechen nur noch 48 kr. bekommen hätte.

Wie ein Hammel sich selbst veraccisfen will.

(Ei wahr Geschichte.)

Manchmal glückt es einem Metzger, daß er so hier und da ein Kälbche oder einen Hammel gnuveraccisft an Mann bringen kann, manchmal fehlt es auch, und der fleißige Gardist merkt oft schon an den mehreren Stückchen Fleisch, daß es hier nicht so ganz richtig hergegangen seyn müsse, und will die Sache untersucht haben. Den Kalendermacher geht weder das Eine noch das Andere etwas an, und er ist herzlich froh, wenn er nur das Wetter zur allgemeinen Zufriedenheit eingerichtet hat, und die Weiber ihm hold sind, daß sie gerade an dem Tage, wo sie ihre Wäsche trocknen wollen, auch gute Luft und Sonnenschein haben. — Aber wenn so ein Hammel, der in der Stille gestochen werden sollte, davon springt, und dem Accisfor selbst die Anzeige davon macht, dann kann weder der Gardist noch der Kalendermacher etwas davor, und letzterer ist nur froh, daß er wieder ein artiges Stückchen zu erzählen weiß.

So wollte einmal ein hiesiger Metzger einen fetten Hammel schlachten, ohne ihn veraccisft zu haben, und hatte ihn eben, da es anfang dunkel zu werden, im Stalle auf den Schragen geworfen und angefangen zu binden, als die Heerde von der Weide heimkehrend, blökend und drängend hereinsprang. Mein Hammel, in der Todesangst die Bewirrung benutzend, reißt sich los, springt zur Thüre hinaus, die Gasse hinab, sodann durch das Quergäßchen in die Hauptstraße und ohne Aufenthalt in das Haus des Accisfors, der auch Kaufmann war, durch dessen Baden in die hintere Stube, und mit einem Satz auf den Tisch, an welchem der Accisfor seine Vokale zu schreiben pflegte, wo er sich mit lauter Stimme vernehmen läßt.

Der hinkende Bote hat nicht unterlassen wollen, diese wahre Geschichte dem geneigten Leser mitzutheilen, weil der Hammel durch seine verzweifelte That seinen Herrn vor Schaden wahrte, da er ohne Zweifel sonst verrathen worden seyn würde.

Das Duell.

(Mit einer Abbildung.)

In J... wo man jeden Spott
Mit Degen und Pistolen
Zu rächen pflegt, und oft aus Noth
Muß den Barbierer holen;
Wo mancher im Duell, aus Spas,
Verloren hat die halbe Nas,
War folgende Geschichte:
Ein Tischler, sonst ein badischer
Landwehr, in allen Ehren,
Wollt' Baptist, einen ungar'schen
Dragoner, Mores lehren;
Kurzum sie kamen so in Streit,
Mit Schimpf and Schelten noch so weit,
Bis man Pistolen holte.
Ein Dritter stand als Sekundant,
Er mußte wirklich lachen,
Behielt die Kugeln in der Hand
Und dachte an den Schaden.
Darauf steht einer oben an,
Und dann der andre unten d'ran
Ans Billiard beim Tränkle.
E'm jeden wackelte das Herz,
Man sah es bis in d'Hosen,
Und denk, o Leser, welchen Schmerz,
Bapstlerl' hat geschossen.
Noch stand der Tischler, wie ein Baum.
Bapstlerl' denk, wär es ein Traum,
So blieb ich doch beim Leben.
Bapstlerl' sprach zum Sekundant:
Hat es doch Gott beschieden,
Daß ich muß sterben in dem Land,
Wo herrscht der schönste Frieden,
So sehe doch erbört die Dir':
Verlaßt mein liebes Lebnerl nit,
Und meine kleinen Kinder.
Ein Lustiger nahm da ganz naß,
E'n Lumpen in die Hände,
Und dacht: das gibt dem ganzen Spas
Zulezt ein schönes Ende.
Der Tischler schoß, und ganz unjart
Erhielt Bapstlerl' auf den Bart
Die nasse Lumpen-Kugel.
Und als ein jeder herzlich lacht,
Die zugesehen haben,
So fluchten Beide daß es kracht,
Und fuhren wie die Raben
Die beiden Duellanten fort,
Und denken, wenn davon kein Wort
Nur im Kalender kommt.



Hinf. Wote 1828.

5



Die bestrafte Bosheit.

Ein Schuhmacher, noch ein Mann von altem Schrot, hatte zwei Knaben, welche er beide in seiner Kunst unterrichtete, daß sie nach ihm auf seinem Stuble säßen, und dem Vater indessen sein saures Brod erwerben hülfen. Aber das junge Blut, das von den Hausvatersorgen noch nichts weiß, und ist und trinkt ohne Frage: woher? — kümmerete sich nicht so um die Arbeit, wie der emsige Vater, und dachte des Morgens immer, es könnte noch zu früh seyn zum Aufstehn. Besonders im Winter, wenn der kalte Nord an den Fenstern kitzte, welche die Kälte dick gefroren hatte, kam ihnen der Vater immer zu früh. Eines Morgens stund dieser auf, zündete ein Licht an, und gieng an seine Arbeit. Die beiden Buben, Michel der ältere, und Kasper der jüngere, schliefen noch in ihrer Kammer oben. Als sie nicht zum Vorschein kommen, wird der Vater verdrißlich. Er geht an die Stiege und ruft ihnen; sie kommen nicht. Hastig läuft er nun ohne Licht in die Kammer hinauf: Ihr Klopfbären! wollt ihr denn nicht aufstehn? Und den ehrenfesten Knierrümen in seiner Hand fühlend, giebt er seiner Ermahnung und Strafrede mit selbigem einen fühlbaren Nachdruck, indem er auf den Kasper, welcher vornen im Bette lag, tapfer zuschlug, und mit der Drohung fortgieng, die Exekution zu wiederholen, wenn sie nicht gleich kämen. Den Kasper verdriest es, allein Schläge bekommen zu haben. Darum steht er nicht auf und denkt: der Michel soll auch nicht leer ausgehen. Wie dieser daher wieder eingeschlummert war, so schob ihn der Kasper an seinen Platz, damit er auch seine Tracht bekäme, wenn der Vater wieder kommen würde. „Et wollen denn die Blithjungen gar nicht kommen?“ sagte dieser aufgebracht, und gieng nochmals hinauf. „Vorhin hab' ich den abgeschmiert, der vornen lag,“ brummte er für sich, „jetzt will ich auch den hintersten treffen,“ und schlug wieder gar jämmerlich auf den listigen Kasper zu, der hiermit seine doppelte Portion in Form Nechtsens erhielt.

Der Strich übers Maul.

In einem Städtlein wohnt ein alter Mann in der Vorstadt, der aus Zinsen lebt, und gegen ihm über ein junger kräftiger Bürger, mit dem er im besten nachbarlichen Verhältnis stand, so daß ihm dieser bei schweren Arbeiten aushalf. Der Alte, der seinem Nachbar auch oft den Kellerschlüssel gab, um Wein zu holen, sagte einstmals zu ihm: „Hört Nachbar, Ihr trinkt jedesmal, wenn Ihr hinunterkommt, in meinem Keller Wein, ich will Euch zeichnen;“ und damit nahm er ein Stückchen Kreide in die Finger, und fuhr ihm, aber nicht mit der Kreide, sondern blos mit dem Finger mitten über das Maul, von der Nase an bis ans Kinn herunter. Hr. Wilhelm aber, der auch gerade Kreide in der Tasche hatte, dachte, war dich will ich bekommen, und als er getrunken hatte, machte er sich einen tüchtigen Strich übers Maul. Als er aber wieder hinaufkam, rief ihm der Alte gleich entgegen: „Ihr habt wieder im Keller getrunken!“ — „Was, ich? hab ich nicht den Strich übers Maul?“ „Eben deswegen, Nachbar Wilhelm,“ entgegnete der Alte, „ungezeichnet seyd Ihr gegangen und gezeichnet kommt Ihr wieder; aber seyd deshalb ohne Sorgen, Ihr dürft mir ein andermal doch wieder Wein holen, es kommt mir auf einen halben Schoppen nicht an, ich habe mir mit Euch blos einen Spaß machen . . .“

Im Hanauischen waren Zwillingasbrüder, die sich so sehr ähnlich waren, daß wenn man sie nicht bald täglich sah, man sie nicht vor einander unterscheiden konnte. Ein hiesiger Wirth nun, welcher gehört hatte, daß einer von ihnen gestorben seye, war auf dem Heuemarkt, und kam auch zu dem noch lebenden Bruder. Als er diesen erblickte, rief er ihm sogleich zu: „Apropos, guter Freund, es ist mir lieb, daß ich Euch sehe, sagt mir doch einmal, welcher von Euch eigentlich gestorben ist, Ihr oder Euer Bruder?“

In einem gewissen Städtchen fand man es nicht zwecklos, nach dem Beispiel vieler anderer Orte, auch die Thore abzubrechen. Wie jede Aeneuerung Widersprüche findet, so gieng

es auch da; ein Weib ereiferte sich gewaltig, und sagte endlich voll Unwillen und Verdruß: Es ist halt kein gescheiter Mann mehr in ^{der Welt} sonst ließe man nicht die Stadt abbrechen.

Vor einem Jahre starb in einem Thale einem seine Ehefrau, die lange kränkelte und allerlei Hausmittel brauchte. Als es bald zu Ende gieng, wurde auch der Doktor gerufen. Er verschrieb vieles zum Lagieren, Purgieren u., in Gläsern, Papier und Schächtelchen. Allein es war zu spät, nichts wollte anschlagen, sie, wie gesagt, starb, und hinterließ noch manchen Rest von den Arzneyen.

Der Mann, ein Erzknicker, schüttete alle Reste, dick und dünn in eine Schüssel mit etwas Milch und Brod gemengt, und sagte zu seinen Kindern: Hier esset, es ist eine gar theure Waare, die muß man nicht zu Grunde gehen lassen. Nicht ohne Wirkung war dieser Fmbiß auf Oben und Unten, doch schade er keinem am Leben.

Die Kuh hat eine besondere Eigenschaft und ist deswegen doch verläßlich.

In dem Landsküdchen B., wo der Herr gescheiter als die Magd, und der Handelsmann pffziger als der Bauer seyn will, und so weiter, hatte nun auch ein Bäuerlein in der vernünftigen Hoffnung, für sein sonst gutes Küblein ein gutes Geldlein zu lösen, den Viehmarkt benutzen wollen. Es ist doch recht hübsch und gut, und macht wegen seinen Tugenden dem Erzieher Ehre, so dachte er bei sich, und athmete einige tröstende Gefühle für sich und sein Geldbeutel ein. Aber wie geht es in dieser curiosen Welt, ist doch der ehrlichste Mann nicht ohne Gewährmängel, wie konnte es anders diesem guten Küblein auf dem Markt ergehen. Der eine möchte ihm krümmere Horn, der andere Stiefeln und Sporn, der dritte eine geblasste Nas, der vierte weiß Gott was, noch an-

wünschen, und so versammelten sich eine Menge Kritiker; auch ein Herr U. glaube mit seiner komisch-schalen Frage des Betfallklaischens gewiß zu seyn, und wohl gar noch das Bäuerlein verstimmen zu wollen. Wo hat denn die Schindmähre oder Kuh, wie er sagte, das Euter? Geht doch ihr Leute und holt eine Laterne, damit man auch der Kuh ihr Euter finden kann. — „Die Kuh hat eine besondere Eigenschaft,“ antwortete der Bauer ganz gelassen, „sie zieht nämlich jedesmal das Euter an sich, so oft sie einen Esel gewahrt, der an ihr herumschmelken will, und deswegen ist sie doch verläßlich.“

Der Grabstein.

In einer gewissen Stadt hatte ein Mann seine schöne junge Frau durch den Tod verloren, und ließ ihr in einer Nische, wie solche zu diesem Zwecke längs innerhalb der Kirchhofmauer angebracht sind, ein sehr schönes Monument (Grabstein) setzen. Weil es aber dort, wie überall, unartige Buben giebt, die an solchen Sachen herum schlagen und sie beschmieren, was thut unser Mann, um das Monument vor solchen Unbilden zu bewahren? Er läßt die Nische zumauern! Man gehe hin und sehe.

Ein väterlicher Zuspruch und Antwort des Sohnes.

Seh häuslich, und mach auch, daß du eine rechte Sackuhr und eine mit Silber beschlagene Pfeiffe aus der Fremde bringst, hast du's verstanden?

Ja Vater, ich hab's verstanden, aber schreibt mir, wenn ihr das Hausen anfangen wollt, dann will ich auch damit anfangen.

Große Sparsamkeit.

Der hinkende Bote hat von der Kehler Reise noch etwas von Einem zu berichten, der ebenfalls den Hammel mit herausspielen half. Er kam wie gesagt von Kehl, wohin er mit einer Gesellschaft gefahren war, um das Dampfschiff Ludwig zu sehen. Als er nun an dem Ufer stand, wo es vor Anker lag, und hörte, daß es 10 Sous koste, um es befreigen und weitere 10 Sous um die Maschine.

Wie sehen zu dürfen, rief er ausspuckend und mit einem Fluche aus: „Was, ich 10 Sous zahlen? Nein, das thue ich nicht!“ Aber, wurde ihm entgegnet, Fuhrwerk und Zehrerung kostet Euch ja schon einen Thaler oder mehr, und jetzt sind Euch 10 Sous zu viel, obgleich ihr hieher kamet, um das Dampfschiff zu sehen. „Eben deswegen, ich sehe es ja vor meinen Augen, das genügt mir, und ich kann meine 10 Sous sparen!“

Nachwort an den lieben Leser.

Ich, der hinkende Bote, habe nun mein Tag- und Reisewerk für dich, verehrter Leser, vollbracht, und das schöne liebe Vaterland in die Kreuz und in die Quer, Land auf und Land ab, durchzogen, und bin froh, daß es am Ende ist, denn ich bin ganz marode. Ich mag meinen Linken legen wie ich will, auf eine Bank oder Bett, er zittert und zappelt in einem fort, und will mir durchaus nicht mehr pariren. Da nun aber noch einige Stücklein Landchärtchen fehlten, so folgen sie hier getreulich nach, so daß dir, herzlichster Leser, alle Gegenden, Städte, Dörfer, Berge und Flüsse des Landes vor Augen liegen, wenn du meinem guten Rath, den ich dir von Anfang gab, gefolgt bist, und die Chärtlein wohl aufbewahrt hast. Es sind freilich keine Spielchärtlein, womit du dir oft im Dachsen oder Schwanen oder in der Krone die Zeit vertreibst; aber es sind Chärtlein, die dir deine Kreuzer ruhig im Sack lassen, und dich leiten und führen, als wäre ich bei dir, ohne daß du nöthig hast, deinen warmen Ofen zu verlassen. Auch habe ich, vortrefflicher Leser, noch etwas für dich in der Reisetasche, womit ich dich künftiges Jahr überraschen wollte. Doch ich kann es nicht über das Herz bringen, damit heimlich zu thun. Ich will es lieber frei heraus sagen, es ist eine Abbildung der hoch- und weitberühmten Stadt Baden. Wenn ich dir also so lieb bleibe, wie du mir bleibst, und du gern wieder etwas Schönes und Lustiges von mir hättest, so will ich dir mit dieser Abbildung auf das Kalenderjahr 1829 eine gewaltige Freude machen, und noch ein Mahl meinen Linken daran setzen, daß ich hingehge und die alte Badestadt abermals vom Kopf bis zu den Füßen durch und durch beschau, und dir Alles berichte, was sich inzwischen mit ihr verändert, und wie sie sich herausgeputzt hat. Statt den Reisebeschreibungen gebe ich dir von nun an schöne Historien, bald aus dem Vaterland, bald von solchen Völkern, von denen jetzt die Zeitungen unterdessen wohl, und bleibe mir fürderhin so ergeben, wie ich dir.

Laß, den 1. October 1827.

Der hinkende Bote.